

Die Neue Welt.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 48.

1881.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Herrschen oder dienen?

Roman von M. Kautsky.

(21. Fortsetzung.)

„Abdio,“ sagte Fritz, Meandro mit einer Geste verabschiedend. Dieser aber bedeutete ihm mit seiner schlauesten Miene, daß er noch etwas vorzubringen habe: „Der Impresario läßt Sie zu sich entbieten, ich habe quasi den Auftrag, Sie gleich mitzubringen, er will mit Ihnen heute noch ins Reine kommen, verstehen Sie? Er wird Ihnen seinen Kontrakt unterbreiten, zu dem Sie“ — Meandro zwinkerte vertraulich — „einige Zusätze machen werden, er wird sie gelten lassen. Signor, nach Ihrem gestrigen Erfolg dürfen Sie hoch gehen, sehr hoch, und wenn Sie meinen Rat und meine Unterstützung“ — Er war ihm in Wendungen immer näher gerückt, aber Fritz, der einen Augenblick überlegend sich verhalten, unterbrach ihn rasch und determinirt.

„Sagen Sie dem Impresario, daß ich erst nach meinem zweiten Auftreten mit ihm abzuschließen gedenke, aber ich — nun ich komme ja heute Abend auf die Bühne.“

Er ließ Meandro, der seine häßlichste Frage schnitt, stehen, und ging auf seine Stube.

Gleich darauf überbrachte ihm Domenika einen Brief. Er besah ihn; eine etwas zitternde Hand hatte die Adresse geschrieben. Er war von Elvira.

Fritz fühlte, wie das Blut in Wogen sich ihm nach dem Kopf und nach dem Herzen drängte.

Auch seine Hand, die den Brief hielt, begann zu zittern. Er begab sich nach seinem Zimmer und schloß die Thür ab. Dann setzte er sich auf einen Stuhl und öffnete den Brief.

„Gestern noch fand die Unterredung statt,“ las er, „zwischen mir und ihm ist alles gelöst, ich bin frei!“

Fritz ließ das Blatt sinken. Eine schreckliche Beklemmung kam über ihn, schwer stützte er den Kopf auf die Hand.

Sie hat alles geopfert, alles hintangesezt um meinetwillen, kann ich da noch zurück, gibt es da noch ein Besinnen? Nein!

Er fühlte sich erfaßt, von den Ereignissen mit fortgerissen wie ein Stein, der ins Rollen gekommen: Er mußte mit, und ginge es auch dem Abgrund zu.

Fünftehtes Kapitel.

Die Sonne ist hinabgesunken, aber die schweren bleiernen Wolken, die sie umstanden, erhalten einen Purpurfaum, und in der heißen, kaum bewegten Luft entsetzt ein Flimmern und Weben, ein Säuseln und Singen, der Scheidegruß des Tages, der durch

die weit geöffneten Fenster dringt, aus denen hinwieder zum Gegen- gruß Musik und lautes Lachen sich vernemen läßt. Weithin ertönt es über diese Wasserstraßen, auf denen kein Getümmel, kein Wagengerassel diese heitermelodischen Kundgebungen unterbricht.

Auch bei Depauli waren die Fenster weit geöffnet. Marie war in das Atelier ihres Mannes gekommen, um, nachdem er es verlassen, als ordnender Hausgeist daselbst ihres Amtes zu walten, nach ihm Palette und Pinsel in die Hand zu nehmen, um sie — zu waschen. Ihre Augen waren auf einen winzigen Streifen eines fast verfaulten Papiers gerichtet, den sie soeben, in ganz mechanischer Weise, nur ihrem Ordnungssinn gehorchend, vom Boden aufgehoben.

Ein einziger Blick darauf hatte genügt, ihre Aufmerksamkeit zu erregen: sie hatte französische Worte gelesen. Sie zuckte zusammen. Sie kannte nur eine Person, die an Alfred französisch schreiben würde: Juanna. Sie entfaltete den zusammengedrehten Streifen und sie las: „Ich will Ihrer Bitte nachgebend Sie an dem Orte finden, wo wir uns das leztemal getroffen,“ am Rande waren die Worte herausgebrant, auf der lezten Zeile stand noch „Bigna — Sie wissen — kampo santo —“

Sie starrte lange auf diese Worte, die in der Dämmerung verschwammen, und doch zu einer flammenden Anklage wurden, die den Treubruch des Gatten ihr bestätigten. Keine Träne fiel aus ihren heißen Augen, aber ihr Herz schlug, von Schreck und Harm erfaßt, in doppelten Schlägen. Plötzlich preßte sie das Papier zusammen, warf es von sich und ging nach ihrem Zimmer zurück.

Vor einer Stunde war er mit fröhlichen, leuchtenden Augen von ihr gegangen, ganz von dem nahen Glück erfüllt, während er ihr gleichgültig bemerkte, sie möge nicht auf ihn warten, er könne nicht bestimmen, wann er wiederkehre. Und dann hatte er ihr kalt die Hand gereicht, und er hatte sein Kind geküßt, den Berratt im Herzen.

Sie preßte die Hand gegen das ihrige, das sich krampfhaft zusammenzog. Sie empfand in diesem Augenblick die ganze Schwach, die tiefe Erniedrigung, die man ihr angetan. Und sie sollte noch weiter darin leben? Wie eine Leibeigne, wie eine Sklavin, die ihrem Herrn zu dienen hat, für seine leiblichen Bedürfnisse zu sorgen hat, ohne jedes höhere Anrecht auf seine Liebe, auf seine Treue?

Zum erstenmal flammte in diesem guten süßjamen Geschöpf eine wilde Empörung auf, ein heißer, zorniger Schmerz. Sie

wollte ihr Kind nemen und von ihm gehen, ihn jener überlassen, ganz und gar. Aber konnte sie das?

Ihre physischen Kräfte waren im Abnehmen, sie waren aufgebraucht im Dienste ihrer Pflichten; zu ihren geistigen Kräften hatte sie kein Vertrauen, sie achtete sie gleich Null. Ich habe nicht viel gelernt, und ich kenne die Welt nicht, wie soll ich allein mich darin zurecht finden? Hat man mich doch nie daran gewöhnt, für mich zu denken, für mich zu sorgen; so bin ich unmündig geblieben mein lebenslang; von was sollte ich nun leben, mich und mein Kind ernähren!? So war sie also gezwungen, bei ihm zu bleiben und sollte bleiben, wenn er sie auch noch tiefer demütigte, und wenn er es ihr unverhüllt zeigte, daß sie ihm nichts mehr bedeute, nichts mehr sei als eine Last? Aber nein, nein, nein! so viel Elend konnte sie nicht ertragen. Sie wollte nicht mehr an seiner Seite leben als eine Verschmähte, als das verwünschte Hindernis an seinem Glück. Aber sie sah doch auch keine Möglichkeit, keine einzige Möglichkeit, fern von ihm zu leben. Könnte sie denn auch leben ohne ihn?! Da blitzte ein Gedanke in ihr auf, grell und furchtbar, er krallte sich in diesem wunden Herzen fest, in diesem verwirren Gehirn — der Gedanke an Selbstmord. Sie will sterben. Aber nicht allein, ihr Kind soll mit. — Sie will es ihm nicht zurücklassen, nicht jener Verhafteten!

Sie wagt gegen die Wiege des Kindes und sinkt daran nieder. Graue Dämmerung breitet sich über das Gemach, in welchem die Stille nur hier und da durch das Aufschützen eines armen gefolterten Frauenherzens unterbrochen ward. Da dringt mit einemmale ein Lärm von Stimmen, Hornesausruße und lautes Weinen, das aus dem Nachbarhause zu kommen scheint, durch die offenen Fenster. Das ist bei Vitás.

Marie hebt ein wenig den Kopf und läßt ihn wieder sinken. Was kümmert sie Leid und Weh der andern, was kümmert sie die ganze Welt!

Nach einer Weile erst jagt Domenika, die sich auswärts herumgetrieben, wie dies allabendlich ihre süße Gewohnheit war, über die Treppe und stürzt in das Gemach.

Sie stutzt, als sie es dunkel findet und totenstill. Um sich zu überzeugen, ob die Patrona anwesend sei, ruft sie laut nach ihr.

Marie schreckt auf. „Sei ruhig,“ sagt sie mit schwacher angegriffener Stimme, „geh hinaus.“

Aber Domenika scheint zu aufgeregert, um diese Aufforderung zu beachten.

„Signora, Sie wissen noch garnicht was vorget, da drüben ist der Teufel los.“

Der Patron wütet und der Bräutigam erst — wissen Sie der Giuliano — der tobt wie ein Besessener. Dem alten Tonio ist der Dienst gekündigt und die kleine Karlina soll augenblicklich fortgejagt werden und das alles wegen Madame Juanna, mit der die beiden im Einverständnis gewesen, und die nun durchgegangen ist, mit ihrem Amante sagen sie!

„Mache Licht!“ rief Marie in einem heisern Ton, der eine innerliche Angst verriet, als erstünde ihr etwas Unheimliches, vor dem sie sich in dieser Dunkelheit zu fürchten begann. Domenika gehorchte, aber während sie die Lampe anzündete, plauderte sie in ihrer lebhaften Weise weiter.

„Wie die arme Karlina weint und jammert, oimé, es ist abscheulich von dem Patron, ihr das anzutun, was kann sie dafür? Wissen Sie, die Patrona und die übrigen waren ins Theater gegangen, die Madame wollte nicht mit, weil sie Kopfweh hatte, eh, eh, es war nur eine Finte, der Patron hats wol gerochen; er komt plötzlich zurück und der Bräutigam mit ihm, und sie begehren Madame zu sprechen. Die Karlina sagt, sie sei zu Bette, dio mio, sie mußte es sagen; die Madame hatte es ihr anbefohlen, wie sie mir soeben vertraut hat. Der Patron aber läßt sich nicht abfertigen, er will bei ihr eintreten. Karlina stellt sich vor die Tür, er schleudert sie hinweg, er dringt in das Schlafzimmer, der Bräutigam folgt ihm dahin — das Böglein war aus dem Neste, Gott weiß wohin geflogen; und nun war der Spektakel fertig, kospetto!“ Marie hatte einige Schritte getan, ihr war, als müsse sie ersticken, sie verlangte nach Luft.

„Bleib!“ rief sie Domenika zu, „achte auf das Kind!“ Sie verließ heftigen und doch wankenden Schrittes das Zimmer, das nach dem Balkon fürte, ohne sich Rechenschaft von ihrem Tun zu geben, nur einem dunklen Drange gehorchend.

Jetzt stand sie auf dem Balkon, mühsam nur die schwüle schwere Luft einatmend. Einige Wäschestücke waren hier aufge-

hängt, sie schob sie etwas bei Seite und sah über das enge Gäßchen hinüber nach dem Nachbarhause.

Zwei Fenster waren geöffnet, hier war das Zimmer de Vitás. Kein Licht brante darinnen. Regte sich auch nichts? Sie lauschte nach einem Laut, der zu ihr herüber dringen und ihr verraten würde, was sich hinter diesen Mauern abspielte.

Es blieb dunkel und still; sie vernam nur den ungleichmäßigen, oft stockenden Schlag ihres eignen Herzens.

Allmählich überschlich sie ein heftiges Uebelbefinden. Ein fader Geruch in Gärung übergehender meist vegetabilischer Reste, die in dem engen Binolo aufgehäuft lagen, aber auch animalischer Substanzen, die die Ebbe zurückgelassen, strömte ihr entgegen; er brachte in ihr das leere widerliche Gefühl eines unendlichen Ekels hervor. Nicht eines physischen allein, auch eines moralischen Ekels.

Ihr graute vor all den Jämmerlichkeiten dieses Lebens, das sie nicht mehr weiter leben wollte. Sie wollte wieder fort, aber ihre Glieder waren schwer; trugen sie denn ihre Füße nicht mehr? Ein heftiges Geräusch ließ sie zusammenfahren; die Türe von de Vitás Zimmer wurde aufgerissen und so heftig wieder zugeschlagen, daß die Fenster klirren. Es war jemand in das dunkle Gemach eingetreten. Stimmen wurden laut.

Marie, aus ihrer dumpfen Beklemmung emporgerissen, strengte ihre Sinne an, um zu sehen, zu hören. Nur unartikulirte Laute drangen zu ihr herüber, aber in dem Tone dieser Sprecher drückte sich die zornigste Erregtheit aus.

Eine große dunkle Gestalt kam hin- und hergehend wiederholt an dem Fenster vorüber.

Was ging hier vor? werden sie nicht Licht machen? sie wollte sehen, sehen! — Aber alles blieb dunkel.

Jetzt trat die herkulische Gestalt wieder knapp an das Fenster, sie erkannte Ernesto. Seine Geberde war drohend und sie konnte nun deutlich die Worte vernemen, die er dem im Fond des Zimmers Befindlichen zurief: „Ich werde sie zu finden wissen, sie und ihn, und ich werde Rechenschaft von ihm fordern.“ Der zweite kam heran und legte ihm die Hand auf die Schulter: „Ueberlaß das mir; ist alles so wie wir es vermuten, dann ist es an mir, diese Schmach zu rächen und den Elenden zu bestrafen.“ Ernesto sprang einen Schritt zurück, und gleichsam noch heftiger gestachelt, schrie er: „Ich bin der am meisten Betroffene, nicht du, sie hätte mich geliebt, wäre er nicht gewesen; und dein Auftreten kenne ich, du wirst ihm deine Zeugen schicken, nachdem er mit ihr bereits auf und davon gegangen!“

Ein rohes gellendes Lachen schloß den Satz, ein Lachen, das den desperaten Gemütszustand dieses aufs äußerste gereizten Mannes erkennen ließ.

De Vita antwortete ihm mit aller Würde. „Wir werden dem zuvor kommen, aber wir haben keine Zeit zu verlieren. Komm, der Zug nach dem Süden get in 15 Minuten ab, wenn wir sie nicht am Bahnhofe treffen, dann finden wir sie sicher.“

Schon waren sie beide vom Fenster hinweggetreten, Marie konnte das Wort, nachdem ihr Dr begierig lauschte, nicht mehr vernemen.

Sie hörte nur, wie ein Kasten versperrt wurde; dann öffnete sich wieder die Tür und beide traten auf den gut erleuchteten Korridor hinaus, die Tür hinter sich zuwerfend.

Marie blieb einen Augenblick wie betäubt, erschreckt und ratlos. Immer noch sah sie hinüber, immer noch nach der Tür, durch welche die beiden verschwunden waren.

Sie kannte den Schuldigen, sie wußte ihn zu finden, sie glaubte es wenigstens, und sie waren gegangen, ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Aber da — wars eine Täuschung ihrer erregten Sinne — wieder öffnete sich die Tür — diesmal leise — und sie blieb offen. Und in dem hellen Schein, der aus dem Korridor hereindrang, sah sie Ernesto zurückkehren. Mit einem Sprung war er an einem Kästchen, er öffnete es, er entnahm ihm einen Gegenstand, er hielt ihn in der Hand empor und gegen das einfallende Licht — es waren zwei Pistolen. Er steckte sie rasch zu sich und war im nächsten Augenblick aus dem Gemache. Marie fur entsetzt in die Höhe, ihre Arme streckten sich weit aus, als könne sie sein Enteilen hindern, sie wollte schreien, aber nur ein Nechzen entrang sich der gepreßten Brust, Feuer tanzten vor ihren Augen, dann wurde alles schwarz um sie herum, sie sah und hörte nichts mehr.

Als sie wieder zur Besinnung kam, hatte sie die Bergehen ihres Gatten vergessen und die Kränkung, die er ihr zugesügt; sie entsann sich allein der Gefahr, die ihn bedrohte.

Dieser Italiener will ihn töten, und sie lag hier, und sie tat nichts, um ihn zu retten. Aber sie wollte ihn retten! Sie sprang in die Höhe, sie fühlte, wie die Kraft ihr neu erstand, wie ihren Gliedern die Spannkraft zurückkehrte, und ihr verwirres, unnachtetes Denken wich einer blitzartig überkommenen Klarheit, die in nervöser Ueberreiztheit fast bis zum Hellschauen sich steigerte.

Ihr Mann konnte unmöglich daran denken, mit dem nächsten Zuge Venedig zu verlassen, er wollte an dem Orte des Stellbichens. Sie mußte de Vita daselbst zuvorkommen, Alfred warnen, ihn der Gefahr entreißen.

Die Worte, die sie auf dem Streifen Papier gelesen, wurden ihr zum Führer, sie erinnerte sich ihrer genau: „Ich will, Ihrer Bitte nachgebend, Sie an dem Orte finden, wo wir uns das letztmal getroffen, — Vigna — Campo santo.“ Diese zwei Ortsangaben setzten sie in Verlegenheit. Wie war das nur gemeint? Die de Vitas hatten eine Vigna auf Murano, sie hatte davon sprechen gehört, — war es nun dort oder auf dem Friedhofe Muranos, wo sie zusammentreffen wollten? Sie wußte es nicht zu beantworten, einige Worte dieses Fragments waren noch herausgebrant, dadurch der Sinn entstellt; aber sie hatte nicht Zeit, darüber nachzudenken, und Murano war nicht groß, sie wollte beide Orte aufsuchen, sie mußte ihn finden und — sie. Sie biß in Dual die Zähne zusammen, aber sie war entschlossen.

Sie rante durch die Sala. Sie dachte nicht daran, ihr Kind Domenika zur besonderen Aufsicht zu empfangen; sie stürzte die Treppe hinab und auf die Straße. Sie eilte durch die kleinen Gäßchen zur Ueberjur. Zwei Gondeln lagen hier bereit, die Gondoliere schliefen in denselben. Sie rief ihnen zu, und als sich diese nicht sogleich aufrastten, sprang sie in das Fahrzeug und rüttelte sie an den Schultern, und sie gebot ihnen, sie sogleich nach Murano zu bringen.

Ein Alter, der hier wol das ausschlaggebende Wort zu sprechen hatte, schüttelte ablehnend den Kopf: „No, no, Signora, es ist zu spät zu solchem Ausflug und“ — er sah prüfend in der Richtung des Meeres — „es liegt etwas in der Luft, diese aria morta wird plötzlich in wilde Bewegung kommen, und dann werden wir eine Garbinada haben.“

Marie faltete flehend die Hände. „Ich muß hinüber, ich bitte euch, und ich zale, was ihr verlangt.“

Ein Jüngerer stieß in nicht mißzuverstehender Weise den Alten in die Seite: „Andiamo!“ flüsterete er.

Der also animierte kraute sich, den Hut etwas lüftend, in dem ergrauten, dicht geringelten Har und ließ ein ärgerliches „Da — da“ vernemen, dann fügte er, schon etwas nachgiebiger hinzu: „Das könnte man nur mit vier Rudern wagen, wir sind unsrer drei, der vierte muß am Plage bleiben.“

„Eccomi!“ rief eine weiche, jugendliche Stimme. „Hier ist der vierte, — Ihr nent mich doch mit, Patron, Ihr wißt, ich kann's.“

Es war Cencio, der auf der Straße auf Domenika gelangert, er hatte die junge Frau aus dem Hause treten sehen und war ihr hierher gefolgt.

Sie wendete sich an ihn wie an einen Freund: „Cencio, wie gut, daß ich Euch treffe, wir müssen eilen, sagt es ihnen, o mein Gott, Ihr wißt nicht, aber jede Minute ist ein Verbrechen!“

„Ich verstehe alles, Signora, ich weiß mehr, als Sie glauben, ich weiß, wen Sie suchen,“ — seine geschmeidige Gestalt richtete sich auf und seine hochehobene Hand deutete gegen Norden, „er ist dort.“ Dann zu den Barkenfürern gewendet: „Dunque al lavoro, presto!“

Marie war auf das Rissen gesunken. Die Gondel drehte sich, die vier Ruder griffen wader ein und wie eine Schwalbe schoß das Fahrzeug durch den Kanal.

Sechzehntes Kapitel.

Fritz, von einer Ruhelosigkeit erfaßt, die es ihm nicht gestattete, auch nur einige Minuten auf einer und derselben Stelle zu verweilen, hatte sich den ganzen Nachmittag auf den Straßen Venedigs herumgetrieben.

Was ihn sonst in seiner Eigenartigkeit berührt, durch seine Schönheit entzückt hatte, es übte heute keinen Reiz. Seine Blicke hafteten auf diesen oder jenen Gegenständen, one die'elben auch nur in sein Bewußtsein aufzunehmen. In der Merceria, der belebtesten Straße Venedigs, wo Läden an Läden sich reiht und das Geschäft in seinem Feilschen und Abschließen bis auf die Straße sich verpflanzt, wo die Menge der Käufer und Bumler im Verein mit der Unmasse ambulanter Verkäufer, die ihre Waren in melodischem Tonfall ausschreien, sich drängen und stoßen, wandelte er mit dem unaufhaltam sich fortschiebenden Strome. Das Getümmel und Getriebe in seiner wechselnden Mannichfaltigkeit tat ihm wol, es betäubte ihn, es ließ keine klaren Vorstellungen in ihm aufkommen.

Gegen Abend war er wieder nach dem Markusplatz gekommen. Es war die Zeit des Corso und die Arkaden waren bereits glänzend erleuchtet. Die Menge staute sich vor dem Schaufenster eines Kunsthändlers, wo ein daselbst ausgestelltter Gegenstand ihr besonderes Interesse zu erregen schien. Es war die Photographie der Bianca in dem Kostüm der Alda.

Viele der Umstehenden traten in den Laden, um sie zu kaufen. Auch Fritz trat herzu, auch seine Augen hafteten auf dem wolgetroffenen Lichtbilde. Es zeigte sie in all' ihrem berückenden Reiz und kam doch in Schöne der Wirklichkeit nicht nahe. Sie schien ihn anzulächeln — nur ihn.

Die Nebenstehenden begannen zu murren und suchten ihn hinwegzudrängen. „Nun ja, wenn da jeder solange gucken wollte, — die ist doch nicht für einen da, — die ist für uns alle!“ so hieß es rundum.

(Fortsetzung folgt.)

Das Theater zur Zeit der französischen Revolution.

Von F. Sincerus.

(Schluß.)

II.

Das französische Volk schien damals von einem waren Fiebertaumel erfaßt und besessen zu sein. Nirgends in der ganzen langen Geschichte des Theaters findet sich, glaube ich, eine Epoche, in der so viel Torheiten, ja geradezu Tollheiten auf die Bühne gebracht worden sind, als in den Jahren 1793 und 1794*). Die Volksrepräsentanten gingen selbst mit dem guten Beispiele voran. So ließ ein Konventsmitglied ein Stück aufführen, mit dem famosen Titel: „Die Vereinigung vom 10. August, dramatische Sanskulottiade, dem souveränen Volke gewidmet.“ Man spielt die „ware Republikanerin“ und singt darin folgendes hochpoetische Koupлет:

„O daß doch bald ganz Frankreich sich
Den Fesseln Hymens unterwürfe;
Ein schlechter Republikaner ist,
Wer unverehelicht bleiben will.“ —

man spielt: das Innere eines republikanischen Hausstandes, die

*) Diese meiner Meinung nach grundirrigte Behauptung gibt mir den Anlaß, zu bemerken, daß ich diesem Aufsatze, dem seines interessantesten Tamas halber bereitwillig die Spalten der „Neuen Welt“ geöffnet worden sind, eine ausführliche Entgegnung auf dem Fuße folgen lassen werde.

Fortsetzung des Innern eines republikanischen Hausstandes, der republikanische Edelmann, die republikanische Anme, die republikanische Gasfreundschaft, der republikanische Pächter u. s. w. — Die Republik dominiert auf dem Theater. Im „republikanischen Chemann“ definiert der Schlosser Franklin den Begriff eines Republikaners: „Was ist ein Republikaner? Er ist der Verteidiger der Geseze, one welche keine menschliche Gesellschaft bestehen kann; der Freund der Moral, one welche schamlose Cyniker die ganze Gesellschaft vergiften würden; der Protektor der Gleichheit, one welche einzelne Individuen mit usurpirten Titeln den Rest der Gesellschaft unterdrücken und vernichten würden.“ Scheint es nicht fast, als hätte sich der republikanische Dichter die berühmte Rede St. Just's vom 26. Germinal des Jahres II „über den waren Revolutionsmann“ zum Muster seiner Darstellung genommen? Daß später derselbe biedere republikanische Chemann und Tugendheld einen Kommissar mit 4 Gensdarmen herbeiruft, um — seine eigene Frau Melisse einstecken zu lassen, weil sie mit den Emigranten konspiriren soll, erhöht in den Augen des Publikums noch die Größe und Höhe des ächt republikanischen Gatten. Pompigny, ein Bürgerjoldat der Sektion der Unselbarkeit, hat dieses herliche Stück auf seinem poetischen Gewissen. In der

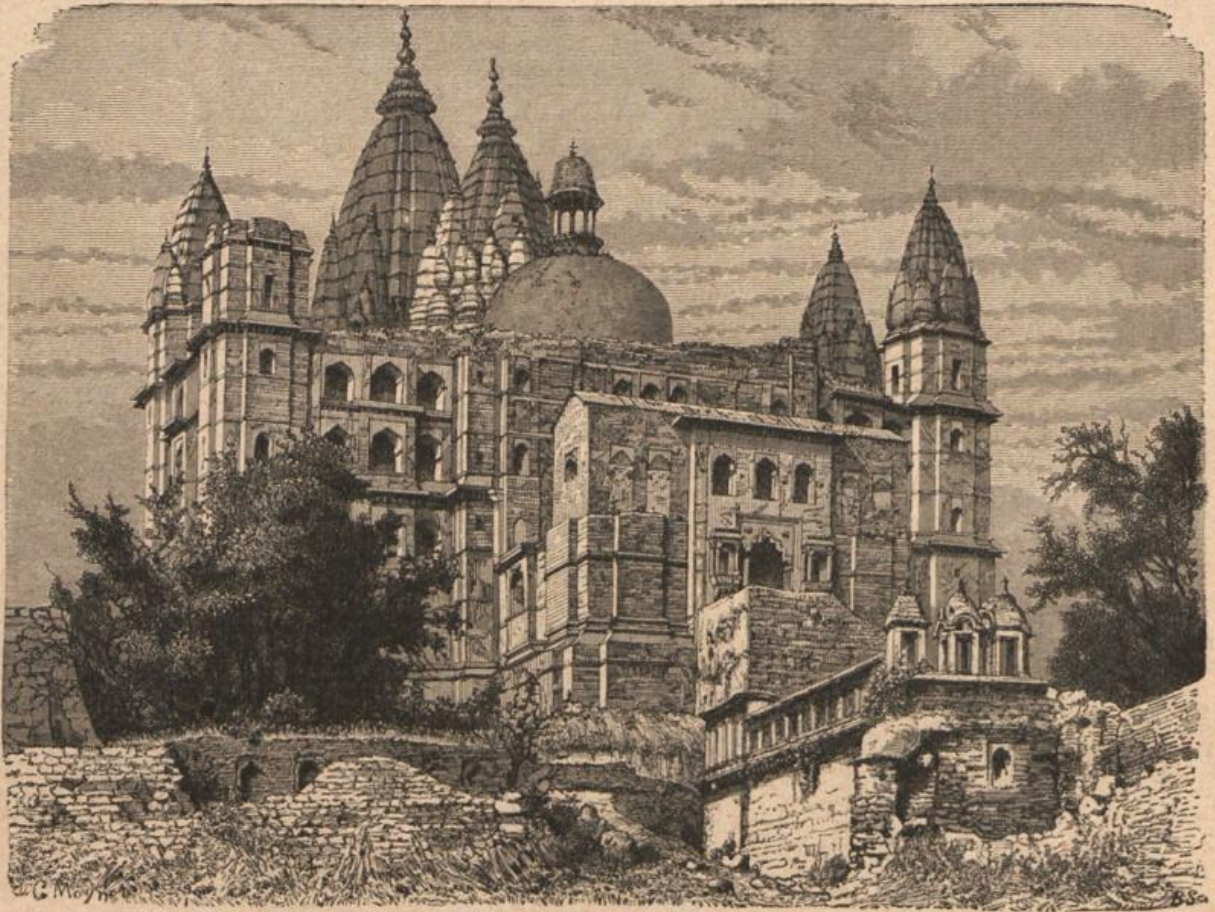
Eroberung von Toulon, welche im Jare 1794 aufgeführt wurde, wendet sich ein Volksrepräsentant mit folgenden hochpoetischen Worten an die französischen Soldaten: „Mut, meine Freunde! Es strömt und regnet, — wir sind bis auf die Haut durchnäßt. Welch' köstliches Wetter zum Kampfe! — Vergebens wüthen die Elemente, um unser Fest zu stören und uns dem Kampfe zu entreißen. Der Himmel ist immer den Republikanern günstig.“ —

Ob sich die armen Soldaten durch diese wolkönende Tirade gestärkt gefühlt, ob sie Sturm und Regen weniger empfunden haben, als der unter einem tricolornen Regenschirm einherscheidende Volksvertreter, das verschweigt des Dichters republikanische Muse. In einem anderen Stücke, welches den Titel führt „die Schönste dem Tapfersten“, kündigt Viktor, ein alter Freiheitskämpfer, seiner Tochter Viktorine an, er habe sie im voraus dem Tapfersten zur Gattin bestimmt. Auf die vielleicht etwas philiströse, aber immer-

hin leidlich vernünftige Einrede der Tochter: „Warum mich einem unbekanten Gatten übergeben?“ — antwortet der republikanische Vater in seinem patetischsten Tone. „Einen Unbekanten? Was sprichst du, törichtes Kind? Ein guter Republikaner ist niemals, nirgend und niemand unbekant.“ — Und das klassische Rezept, solch' privilegirte gute Republikaner auszubilden, enthält folgender famose Vers:

„Um recht zu fassen, was sie (die Republik) sagt,
Muß man die Jugend lehren:
Die heil'gen Bücher sind erfüllt von dunklen Stellen,
Bewirren auch der Kindheit klugen Sinn,
Weil sie ihr predigen, es gäbe Wahrheiten,
Die über ihren Verstand hinaus gingen.“

Und dieser klassische Vers muß sogar mehrfach wiederholt werden, damit seine tiefe Weisheit dem Gedächtnis der guten und schönen Republikanerinnen unauslöschlich eingeprägt bleibe. —



Tempel des Eschatur Rhodscha. (Seite 587.)

Mit diesem überaus einfachen Unterrichte in den bürgerlichen, politischen Tugenden, welche das Revolutionsteater bietet, verbindet sich weiter ein nicht minder gründlicher Unterricht in der fogenannten gewöhnlichen Moral. „Nähert euch, ihr verständigsten Menschen, die wir in Toulon gefunden! Bittert, Tyrannen, mit solchen Männern im Bunde wird man nie besiegt,“ ruft der Volksrepräsentant in der Eroberung von Toulon — den unerschrockenen Galeerenklaven zu, diesen „reinen und gefühlvollen Seelen, die one Zweifel mehr unglücklich, als schuldig sind.“ Aus den „Opfern der Klöster von Monvel“ dagegen lernt man, daß ein Kloster ein Ort sei, „in welchem alle Verbrechen und Schändlichkeiten, die Heuchelei, Frechheit und Schamlosigkeit hervorbringen können, zu Hause und im Schwange seien;“ und im „Geiste der Priester“ des Bürgers Prévost-Montfort spricht der Schauspieler folgendes Distichon:

Hier schickt sich endlich an die Freiheit zu erscheinen,
Ja warlich — doch nicht eh'r, als mit dem Tod des letzten
Priesters.“

Und ähnlichen liberalen und republikanischen Freundlichkeiten begnügen wir in dem Lustspiele „der Herr Marquis“:

„Ach wenn das Volk nur den gerechten Grimm
Befragen wollt', es würde freudetrunken sich zu rächen
Den ganzen Adel bald von Frankreich niedersäbeln.“

Also spricht der Deputirte Dorante, ein sehr bedächtiger vorsichtiger Mann, der nur zuweilen, wenn die Umstände es gebieten, ein wenig hzig und heftig wird. Was sollen wir aber gar zu dem elenden Stücke „das letzte Urtheil der Könige von Silvain Marechal“ sagen? Der Vorhang get auf und die Szene zeigt uns das Innere einer vulkanischen Insel. Auf einem weißen Felsen stet mit Krole geschriebene folgende Inschrift:

„Besser ist's zum Nachbar einen Vulkan, als einen König zu
haben; —
Freiheit — Gleichheit!“

Ein Greis, von einem Despoten auf diese Insel verbannt, erklärt patetisch, er würde lieber auf dieser vulkanischen Insel sterben, als auf den elenden Kontinent zurückkehren, der in Despotismus und Sklaverei verkomme. Da erscheinen plötzlich ein, zwei, drei, vier, fünfzehn Sanskülotten. Sie befinden sich auf der Reise, um Inseln zu suchen, auf denen sie Könige absetzen können. Diese Insel, meint ein französischer Sanskülotte, scheint vulkanischer

Natur gewesen zu sein und noch zu sein. Man fragt den Alten, den „biedereren verehrungswürdigen Greis“, und erfährt von ihm, daß sich der Krater des Vulkans bedeutend erweitert habe und daß in nächster Zeit eine gewaltige Eruption bevorzustehen scheine. „Um ihn für diese herrliche Belehrung genügend zu belohnen, gibt man ihm eine getreue Definition des waren Sansküllotten“ und reist in heiterem Vereine ab, um die Könige zu suchen und herzuholen. Sie kommen nach mehrfachen Irrfahrten wieder und landen an der feurigen Insel mit den gefundenen Königen, deren jeder eine Kette am Halse trägt. Die armen Könige — zunächst werden sie von den lieben biedereren Sansküllotten beschimpft und schließlich auf der vulkanischen Insel gelassen. Doch noch ziehen sich die schändlichen Peiniger nicht zurück, „sie wollen sich aus der Ferne an dem Hunger der Könige ergötzen.“ Aber auch das

genügt noch nicht. Nachdem sich die armen Schelme um ein Stück Schwarzbrot untereinander weidlich gestritten haben, rollt man ein Faß Schiffszwieback unter sie. „Hier, ihr Schurken, da habt ihr Futter. Freßt!“ Unterdessen steigt aus dem Vulkan glühende Lava und nähert sich den Königen. Das Stück endigt mit einer allgemeinen Feuersbrunst und die Könige stürzen verbrannt in die Tiefen der geöffneten Erde hinab. —

Fast alle diese Stücke datiren aus den Jahren 1793 und 1794. Und wie in der Geschichte der Revolution selbst mit dem Ende der Schreckensherrschaft eine neue Epoche eintritt, so auch in der Geschichte des Theaters der Revolution. Einige Stücke, unter welchen das berühmteste den Titel „das Innere der Revolutionscomités“ führt, bezeichnen die wenigen Monate der Dauer der Reaktion vom Thermidor. Allein da der Konvent nichtsdesto-



Der Bienenvater. (Seite 588.)

weniger allmächtig blieb, grassirte die Krankheit vorläufig weiter. Wir könnten uns zum Beweise dafür auf die Ceremonie der Uebertragung der Asche Marats in das Panteon berufen, welche nach der Hinrichtung Robespierres stattfand; doch liegt ein anderes schlagendes Beispiel unserem Gegenstande näher. Als am 21. Jan. 1795 der Konvent den Jarestag der Hinrichtung Ludwigs XVI. feierte, ließ sich im Orchester Gemurmel vernemen. Ein Deputirter nam das Wort und fragte die Musiker, ob sie sich über den Tod des Tyrannen freuten oder ob sie ihn etwa beklagten. Worauf der Komponist Gossec an die Schranken treten mußte um, folgendermaßen seine musikalischen Intentionen zu interpretiren: „Ist es möglich, daß sich ein so beleidigender Zweifel über die Intentionen der Künstler erheben kann, welche gewürdigt sind in diesem Sale zu spielen? Wir überlassen uns den süßen Gefühlen, welche gefühlvollen Seelen das Glück, von einem Tyrannen befreit zu sein, einflößt, und aus diesen melodischen Tönen sind wir zu männlicheren Klängen kriegerischer Musik übergegangen. . . . Bürgerrepräsentanten, wir werden die Tyrannen stets vernichten, niemals aber sie beklagen.“

Wenn nun während einiger Monate der Konvent gezwungen war, die Veränderung der öffentlichen Meinung zu ertragen, wenn er den Reveil du peuple singen und das Volk „Nieder mit den Terroristen, nieder mit den Jakobinern“ schreien lassen mußte, ja wenn er sogar die im Foyer des Theaters aufgestellten Büsten Marats in die Kloaken geworfen sehen mußte; so ließ doch das Direktorium die tyranischen Prozeduren der Schreckensherrschaft wieder aufleben. Am 4. Januar 1796 erließ es folgendes Dekret: „Alle Schauspieldirektoren, Unternehmer und Eigentümer von Paris, sind unter ihrer eigenen persönlichen Verantwortung gehalten, jeden Tag von ihrem Orchester vor dem eigentlichen Beginn des Stücks, die teuren Weisen der Republikaner, wie die Marseillaise, Ça ira, Le chant du départ u. s. w. spielen zu lassen. Zwischen zwei Stücken aber wird man stets den Hymnus der Marseiller oder ein anderes patriotisches Stück singen.“ Und der Polizeiminister Merlin hielt streng auf die Ausführung dieses Dekrets. Eines Abends wurde im Theater Feydeau das patriotische Lied von einem so linkschen und verlegenen Sänger vorgetragen, daß sämtliche Zuschauer in lautes

Gelächter ausbrachen. Sofort ergriff der Herr Minister die Feder und schrieb an das Centralbureau der Polizei: „Ich fordere Sie auf, streng darüber zu wachen, daß ähnliche Misstände niemals wieder vorkommen.“ Leider war das Theater Feydeau nach den Berichten der Polizei stark aristokratisch gesinnt und der Minister mußte zu Gewaltmaßregeln greifen, wie folgender Brief vom 21. Februar an den General Buonaparte beweist: „Bürgergeneral, ich fordere Sie auf, jeden Abend gegen sechs oder sieben Uhr ein Picket Dragoner in die Zugänge dieses Theaters stellen zu lassen. Ich bezweifle nicht, daß der bloße Anblick dieser Verteidiger der Freiheit den Royalismus zum Schweigen bringt.“ Dazu verbot man allen Frauen ohne Nationalfokarde den Eintritt in die Theater; man schloß das Theater der Straße Louvois, weil die Directrice Fräulein Raucourt königlich gesinnt sei; man dekretirte die Unterdrückung der Worte Monsieur und Madame in allen Stücken, die nicht vor dem Jahre 1792 geschrieben waren; und was dergleichen törichte Anordnungen weiter waren.

Auch die Censur fürte ihr willkürliches Regiment weiter fort. Das Stück „Mitternacht“ wird verboten, weil man sich in demselben um Mitternacht zum neuen Jahre beglückwünschen und weil „es mindestens unpassend ist, auf der Szene einen durch den revolutionären Kalender abgeschafften Gebrauch wiederherzustellen.“ Bei einem Stücke von Hoffmann „Léon oder das Schloß Montenero“ macht der Censor folgende weise Bemerkung: „Warum heißt der Liebhaber Laura's Louis? Dieser Name darf in unsern Theatern schlechterdings keiner tugendhaften Person beigelegt werden.“ Die Oper „Heinrich von Bayern“ wird dem Censor eingereicht; er läßt sie passiren, „weil der darin auftretende Kaiser Friedrich II. ohne jeden demonstrativen Pomp als ein gemüthlicher bürgerlicher Papa erscheint, der zuerst seinen ungehorsamen Sohn abstrafft und ihm schließlich ob seiner Reue Verzeihung angedeihen läßt.“ Allein der Minister ist anderer Meinung, die milde Kritik des Censors gefällt ihm durchaus nicht. Die Oper „Heinrich von Bayern“ wird vom Minister verboten, weil „der Vater dem Sohne verzeiht und viele Bürger denken könnten, es sei das eine Anspielung darauf, wie man mit Rücksicht auf die Emigranten handeln müsse.“ Man sieht, daß auch das Direktorium jenes terroristische Prinzip, das Theater und durch das Theater die öffentliche Meinung zu republikanisiren keineswegs aufgegeben hatte. Allein die Autoren

suchten sich mehr und mehr davon zu emanzipiren. Darob vielfache Klagen der Polizeispione. „Die Direktionen sind gern bereit, den Intentionen der Regierung zu folgen und ihren Darstellungen republikanischen Charakter zu verleihen; allein die Autoren folgen leider nicht denselben Prinzipien und tun garnichts zur Hebung und Besserung des republikanischen Sinnes. Das Departement hat ein Dekret beschlossen, welches sie um ihres eigenen Interesses willen zwingen wird, in republikanischem Sinne zu arbeiten.“ Ein anderer Polizeibericht klagt über die Todesstille in den Theatern, die garnichts täten, um den republikanischen Geist zu entflammen. „Das heilige Feuer sei erloschen.“

Ja, das republikanische Feuer war allerdings erloschen. Zwar gab man noch hin und wieder patriotische Stücke — vor leeren Bänken und gelangweilten Zuschauern. Die Farce und die Tragödie verdrängten im Verein mit dem neuerfundnen Melodrama, dessen König Pixerecourt wurde, die langweiligen und langweilenden republikanischen Musterstücke in Drama und Oper trotz aller Dekrete und Verordnungen des republikanischen Departements. Der 18. Brumaire war nahe, der mit der Republik auch das republikanische Theater wegsetzte.

Die Kunst, auch die dramatische Kunst, hat ihre eigenen selbständigen Gesetze. Tritt sie in den Dienst irgend welcher politischen, kirchlichen, sozialen Tendenzen, so erniedrigt sie sich selbst und wird der Mätresse gleich, die wol eine zeitlang mit erborgtem fremdem Flitterstaub ein lustiges Leben führen kann, aber schließlich an ihrer eigenen Unnatur elend zugrunde gehen muß. Uebrigens verstehe ich angesichts der trivialen Tollheiten, welche die dramatische Muse der Revolutionszeit aufgeführt hat, recht wol jenen originellen Badeunternehmer, welcher wenige Jahre später außer seinen gewöhnlichen Bädern „auch medizinische Bäder ankündigte, um die Geistesverrücktheit zu kuriren, von welcher eine Anzahl Individuen beider Geschlechter während der Revolution befallen seien.“ Und jener geistvolle Humorist hat wirklich nicht so ganz Unrecht, wenn er schreibt: „Ich kann zur Stunde noch nicht begreifen, warum die Alten statt des pedantischen geistlosen Pferdes nicht lieber — den Esel zum Symbol der dichterischen Begeisterung genommen und zum Pegasus gewält haben, was um so treffender erscheinen müßte, wenn man auch noch die übrigen Eigenschaften vieler Dichter in Betracht zöge.“ —

Aus Deutschlands schlimmster Blut- und Eisenzeit.

Historische Novelle von Carl Cassan.

(2. Fortsetzung.)

III.

„Das war ein blutig Schlagen wol auf dem blauen Feld,
Man wollt' Quartier nicht geben und nam kein Löselied.“
(Altes Lied.)

Zwei Monate später sehen wir unsere Freunde sämtlich in das Feldlager Gustav Adolfs, Königs von Schweden, in Kurland einreiten, wo damals, während des Krieges mit Sigismund, König von Polen und Kurfürst von Sachsen, sich das schwedische Hauptquartier befand. Schon in Holstein hatten die Reisenden diesen Umstand erfahren, und waren dann an der Küste der Baltischen See entlang gezogen, unbehelligt von allen kriegerischen Scharen, die damals unter Waffen standen, bis sie das Heer des Schwedenkönigs fanden.

Von einer Streifwache geführt, betraten unsre Bekanten das schwedische Lager und wurden direkt bis zum Zelt des Königs, zu welchem letzterem Hoyer beehrte, geführt.

Gustav Adolf war ein noch junger Herr und schlank gewachsen; blaue Augen, blondes Haar und blonder Spitzbart, wie man ihn damals trug, gaben ihm das Zeugnis seiner nordischen Abstammung. Ein blanker Panzer bedeckte die Brust des Königs über dem Uniformrock von schwarzem Sammet, denn es stand ein heißes Gefecht bevor.

Gustav Adolf musterte die Herankommenden mit seinen etwas kurzichtigen Augen forschend und begegnete den Augen Hoyers. Auf die leutselige Aureda des Königs:

„Was wünschet ihr, Freunde?“ entgegnete Hoyer, leicht das Knie beugend:

„Haben Majestät die Gnade, uns unter Ihre Soldaten aufzunehmen. Mein Name ist Graf Hoyer von Mansfeld; ich bin des Mansfelders Son und bitte, von meinem Herrn Vater

dieses Schreiben huldreich entgegenzunehmen.“ Dabei zog er das Schreiben aus dem Wams und überreichte es dem Könige.

Gustav Adolf überflog es schnell: „Obriß Staelhandske!“

„Majestät!“ Ein straffer, schwedischer Obriß trat vor.

„Ich empfehle Euch hier den Herrn Lieutenant, Graf Hoyer von Mansfeld, der gewiß mit Auszeichnung unter Eurer Führung dienen wird.“

„So Gott will, mein König!“

Er hieß Hoyer willkommen und reichte ihm die Hand.

Verbener ward als Wachtmeister in das steenbocksche, v. Hilten als Freikorporal in das zentersche Regiment, Tauscher aber als Korporal bei den Arquebusiern eingestellt. Noch war Fuchsner übrig; schnell trat er hervor:

„Gestatten Majestät allergnädigst, daß ich bei meinem Herrn Grafen verbleiben kann und als Gemeiner in das staelhandskesche Regiment eintrete.“

„Wie ist's, Obriß?“

„Er kann, Majestät!“

Die Freiwilligen wurden in Eid und Pflicht genommen und lernten den schwedischen Dienst.

Bier Wochen darauf fand ein Treffen statt. Hoyer kämpfte an der Seite und unter den Augen des Königs wie ein Löwe. Da drangen polnische Söldlinge auf das königliche Gefolge ein; ein sächsischer Wachtmeister legte schon das lange Feuerrohr auf den König selbst an, als Hoyer ihn, heransprengend, mit seinem Pallast zu Boden streckte. Noch auf dem Schlachtfelde ernannte Gustav Adolf den jungen Helden zum Rittmeister, von Hilten aber, der ebenfalls mit Bravour gekämpft, zum Lieutenant.

Es war im Frühjahr 1625, als die Wachen ins schwedische Lager einen alten, grauen Reitermann mit verbundenen Augen

einbrachten, der zum Grafen Hoyer von Mansfeld verlangte. Hoyer befand sich mit Hilten, Werbener, Taufcher, dem Obrist Staelhandtke und Steenbock, die dem jungen Rittmeister die Ehre antaten, im eignen Zelte, wo man den Namenstag des Grafen beging, als der Bote eingeführt war. Die Binde fiel von seinen Augen.

„Helchner, alter Helchner!“ schrie das Festtagskind freudig auf. „Woher kommst du heute?“

Helchner war des Mansfeldes alter Reitknecht, der schon dem Grafen Peter während seiner Statthaltertschaft in Luxemburg gedient hatte.

„Direkt aus Niedersachsen, gräfliche Gnaden, von des Herrn Vaters gräfliche Gnaden! Und hier ist meine Kommission.“

Damit zog der Alte ein großes, nach der Sitte der Zeit mit Wachs veriegeltes Pergament hervor und überreichte es Hoyer.

„Entschuldigt, Kameraden,“ meinte der Rittmeister und zog sich in einen Winkel zurück, die Botschaft seines Vaters zu lesen, die Sorge für seine Gäste Hilten empfindend. Auch dem alten Helchner ward sein Recht.

Der Rittmeister aber las nassen Auges die herzlichen Worte des Vaters. In London hatten die money bags*) und mercantile princes**) die Börsen aufgetan, Frankreich aus Eifersucht gegen das Haus Oesterreich große Summen bewilligt; die geizigen Wynnheers in Amsterdam, die Pfefferfäcke der Generalstaaten, hatten Vorschüsse geleistet, sodaß der Graf wieder zu Anfang 1625 mit einem 20 000 Mann zählenden Heere im Osnabrüchischen auftreten konnte. Jetzt war der Vormarsch auf die Weser angetreten und, falls man Tilly geworfen, war es des Grafen Absicht, durch Schlessien nach Siebenbürgen zu dem Fürsten Bethlen Gabor zu stoßen, um mit demselben gemeinschaftliche Sache zu machen, in Ungarn und von dort in das Herz der österreichischen Erbstaaten einzudringen. Schließlich lud Graf Ernst seinen Sohn ein, wenn er Neigung hätte, wieder zu ihm zu stoßen, obwohl er ihm keine gewisse Zukunft bieten könne. Das sei aber einmal des Kriegers Los, für den es kein Morgen gäbe, nur ein Heute, und der eben da bliebe, wohin ihn der rauhe Kriegsbesen lehre. Schließlich gratulierte der Vater zum 21. Geburtstage des Sohnes in aller Herzlichkeit und forderte ihn auf, durch den alten, treuen Helchner sofort Nachricht zurückzusenden.

Der junge Rittmeister kam wieder aus seinem Winkel hervor, um mit seinen Gästen anzustößen, dann fragte er den Alten:

„Wann gedenkst du wieder aufzubrechen?“

„Morgen früh, gräfliche Gnaden!“

„Schön. Bis dahin ist mein Brief auch fertig. Jetzt sei fröhlich mit uns!“

Die Becher kreisten fleißig; man trank auf das Wol des Königs und der Königin Maria Eleonore, einer brandenburgischen Prinzessin, dann wurde gespeist und schließlich wieder populirt, wie es die Sitte der Zeit forderte. Das Gelage dauerte an, bis die Trompete zum Schlafengehen rief. Indes hatten alle Becher saft, was man damals einen Stiefel nante, denn des Becherns war kein Ende. In des Schwedenkönigs Lager jedoch ging's im übrigen gar ernst und strenge her; solche Manneszucht bei solcher Tapferkeit hatte Hoyer nie gekant. Wie ein Stein war es ihm vom Herzen gefallen; hier ward nicht um Raub und Plünderung gekämpft, sondern um eine gerechte Sache. „Armer Vater,“ dachte er, „wie konntest du so verblendet sein, zu denken, daß dein System keine Folgen tragen werde? Da ist der Waldsteiner; er hat von dir gelernt, aber er übertrifft dich!“ so rief Hoyer auch an diesem Abend schmerzlich aus, als er daran ging, des Vaters Schreiben zu beantworten, denn er hatte sich bei der damals allgemein bei solchen Gelegenheiten üblichen Becherei nüchtern zu halten gewußt.

Stille hatte sich inzwischen über das Lager gelegt; schon waren Stunden unter dem gegenseitigen Anrufen der Wachen dahingeflogen, als Hoyer seinen Brief schloß. Derselbe lautete:

„Teuerster Herr Vater!

„Euren Brief habe ich mit tiefer Rührung heute an meinem 21. Geburtstage gelesen und den alten Helchner vor Freunden umarmt, da er als Euer Bote zu mir kam. Ich werde, bester Vater, Euch gewiß stets Ehre machen; in der Armee Gustav Adolfs get es strenge, aber gerecht zu. Helchner wird Euch er-

zählen, daß ich schon bis zum Rittmeister gestiegen bin. Laßt mich, teuerster Herr Vater, nur in der schwedischen Armee, zumal ich, aufrichtig gesagt, Euer System der Unterhaltung einer Armee nicht gut heißen kann. Zümt mir nicht, Herr Vater, aber ich mußte dieses, das ich schon lange mit mir herumtrage, vom Herzen los sein; ich weiß, Ihr werdet meine Bitte berücksichtigen und die Sache anders einrichten, wenn Ihr irgend könnt, denn zu sehr schon hat das arme Vaterland gelitten! Ich wünsche Euch, bester Vater, viel Glück zu allen Euren Unternehmungen und bleibe unter tausend Klüssen

Euer dankbarer und gehorsamer Son
Hoyer, comte de Mansfeld*).

Jaroslaw, den 14. März 1625.

Müde war des Schläfers Haupt auf seine Schrift herabgesunken; das blonde Lockenhaar breitete sich über die feine und doch kräftige Hand aus; das Licht war weit heruntergebrannt und drohte in der Zugluft des Zeltes das schöne Lockenhaar zu ergreifen, und müde schlummerte Helchner auf Stroh und Decken in seiner Nähe: da ertönte das Frühsignal. Einige Zeit darauf trat eine hohe Figur in weißem Mantel und langer Feder am goldbordierten Put an das Zelt hinan, wie sie auch bei den andern getan, schob neugierig den Vorhang beiseite, trat ein, sah den Schläfer über der Schrift liegen und beugte sich über die letztere. Sie schob das drohende Licht beiseite, zog die Schrift leise unter der Hand des Schläfers weg, las sie mit Interesse und murmelte: „Waderer junger Mann!“, nam dann die Feder, strich das Wort „Rittmeister“ aus und schrieb dafür „Obrist“. Dann zog sie aus dem Wams einen Streifen Pergament und schrieb darauf die Worte hin:

„Wir ernennen den bisherigen Rittmeister, Grafen Hoyer von Mansfeld hiermit zum Obristen des blauen Umea-Drägerregiments. Da wir die Equipierung des Herrn Obristen auf uns genommen haben, so wolle derselbe sich bezüglich derselben von Unserer Armeekassa fünfundsüßzig Dukaten ansfolgen lassen.

Hauptquartier Jaroslaw, den 15. März a. d. 1625.

Gustav Adolf, Rex.“

Diesen Zettel schob der geheimnisvolle Besuch unter den Brief, legte jenen wieder auf den Tisch und entfernte sich lächelnd.

Bald darauf ertönte das Frühsignal zum zweitenmale und Hoyer flog schlaftrunken auf. Dann besann er sich und fing an, den Brief nochmals zu durchfliegen. Bei dem Worte „Obrist“, das eine fremde Hand geschrieben, ward er unwillig über den „dummen Spaß“, wie er vermeinte. Er griff zur Feder und startete wie das Haupt der Medusa die eigenhändige Ordre des Königs an. Stumm faltete er die Hände, dann gab er dem Briefe einen Nachtrag, siegelte ihn, weckte den alten Helchner, sorgte für seine Rückreise und entließ ihn mit tausend Grüßen an den Vater.

* * *

Zwei Jare waren vergangen. — Im königlichen Schlosse zu Stockholm saß am Fenster nach dem Mälarsee hinaus ein schwedischer Obrist, dessen Schönheit und Jugend, wie die bleiche, leidende Gesichtsfarbe jedermann auffiel. Er trug die einfache, hellblaue Uniform der Umea-Dräger und die Obristenkappe in den schwedischen Farben, blau-gelb. Beides stand ihm vortrefflich; der überbordende Schlapphut dagegen mit blaugelber Feder lag auf dem Fenstergesims; den linken Arm trug er in schwarzer Binde.

Vor ihm stand ein Page in violett gekleidet, mit langen seidnen Bändern in den schwedischen und brandenburgischen Farben auf der linken Achsel und hierin als im Dienste der Königin stehend kentlich.

„Ist Euch besser?“

„Ich danke Euch.“

Der Verwundete war Hoyer von Mansfeld, der nach einem Streifschuß am linken Arm vom Könige als Reconvalesszent mit Depeschen zu seiner Gemalin nach Stockholm entsandt wurde. Dort hatte sich aber die Wunde so erheblich verschlimmert, daß die Aerzte die Rückkehr zum Heere verboten, wogegen die Königin den hübschen Obristen an ihren Hof gezogen hatte.

Der Page fur zutraulich fort:

*) Die französische Sprache fing damals eben an, sich zur Hofsprache in Europa zu erheben.
D. B.

*) Geldsäcke.

**) Handelspringen.

„Mein Name ist August Leubelfing, Page Ihrer Majestät der Königin. Wie gern wäre ich in Eurer Lage, mein Herr Obrist! Ich höre, Ihr seid erst 23 Jahre alt und habt es schon durch Eure Tapferkeit bis zum Obristen gebracht; ich selbst bin nur zwei Jahre jünger und bin nichts, — nichts — als ein Page!“

„Seid darüber nicht böse, mein Freund,“ erwiderte Hoyer tröstend; „Ihr sehet heute, was so ein Soldat ist: heute rot — morgen tot!“

„Aber der Ruhm, Herr Obrist, und die Weiber!“

Hier zuckte es im Gesichte des jungen Offiziers rot auf:

„Ich muß Euch gestehen, Herr Page,“ entgegnete er mit Zurückhaltung, „daß ich davon wenig weiß; habe noch keine Zeit dazu gefunden, Minnedienst zu üben. Bin rauh wie ein alter Kriegsknecht, ungelent wie ein polnischer Bär!“

Leubelfing lüchelte vor sich hin, dann meinte er:

„Wie, Ihr hättet es nicht bemerkt, daß die schöne Gräfin Swenson nur noch Augen für Euch hat?“

„Wol bemerkt, Herr Page, aber doch nicht erwidert!“

Der junge Mann biß sich auf die Lippen. Warum mußte er seinen Nebenbuler auch noch aufmerksam auf sie machen? Konnte der Obrist nicht für die Reize der Schönen empfänglich werden? Aber nein, der war grade und ehrlich, und so behandelte ihn der kluge, junge Mann auch.

Der Page war eine Schönheit ersten Ranges, aber brünett, während Mansfeld blond war, und Gräfin Erna Swenson hatte sich nun einmal grade auf blond kapriziert.

Erna stamte aus Schlesien. Graf Swenson hatte sie gelegentlich der Hochzeitsreise des Königs in Berlin kennen gelernt, und der schon alternde Mann hatte von der neunzehnjährigen koketten Erna das Jawort bekommen. So blieb sie in Maria Eleonorens Gesellschaft als deren erste Hofdame, in welchem Verhältnisse sich auch nichts änderte, als schon ein par Monate nach der Hochzeit Gräfin Erna ihren Gatten verlor. Nur die dringendste Trauerzeit blieb sie daheim, dann sah man sie wieder am Hofe, eine üppige, eben aufgeblühte Rose. Dazu kam, daß Erna reich, sehr reich war und begehrt von allen Kavaliere des Hofes. Aber dann folgten die dummen Kriege; zuerst der dänische, dann der nicht enden wollende polnische, welche die jungen Ritter dem Hofe entführten. Aus purer Langerweile fing darauf die schöne Erna mit dem Pagen ein Liebesverhältnis an, bis Hoyer am Hofe als neuer Stern aufstauhte und die kokette Erna ihre Neze auswurf, um auch ihn an ihren Triumphwagen zu spannen.

So lagen die Sachen, als über weiche Teppiche hinweg der Fuß Hoyers durch die Korridore schritt, bis der Page die Türen eines hohen Gemaches öffnete mit den Worten:

„Obrist Graf von Mansfeld!“

„Ach, Ihr macht Euch rar, Graf!“ lachte die Königin aufstehend, während Gräfin Erna Swenson sich das Ansehen gab, als sei sie vollständig verwirrt.

Der junge Obrist küßte die Hand der Königin galant, gegen Erna machte er eine selbst für einen Soldaten fast zu steife Verbeugung, denn noch immer klangen ihm die Worte des Pagen in den Ohren: „Sie gewärtet mir schon mehr als eine Zusammenkunft.“ Worte, die unterwegs in den Vorzimmern gesprochen wurden und von denen Hoyer unklar blieb, ob der Ton auf eine oder Zusammenkunft zu legen sei.

„Majestät scherzen,“ erwiderte er. „Ich bin, wie Hochdieselben wissen, sehr stark Konowaleszent, und daher nicht immer im Stande, dahin zu gehen, wohin mich sonst mein Herz ziehen würde.“

Die Königin lächelte über den jungen Deutschen, der die Hofsprache mit soviel Talent und so schnell erlernte, und dabei doch ein echt soldatisch ediges Benemen behielt. Sie setzte sich und winkte Hoyer zu, ebenfalls Platz zu nehmen, und begann dann, heiter Erna vorstellend:

„Hier, Herr Obrist, stelle ich Euch zugleich meine Gesellschaftsdame und beste Freundin, die Gräfin Erna Swenson vor. Wir beiden,“ setzte sie hinzu, „werden Euch zu unserm Ritter erwählen!“

Gräfin Erna schien vor Scham in die Erde sinken zu sollen, und Hoyer, dem die Ränste der Koketterie noch neu waren, glaubte fast, daß ihn der geschwätzige Page aus Eifersucht belogen. Er verneigte sich diesmal etwas respektvoller und meinte:

„Wenn Majestät und die Dame, welche Hochdieselbe Ihre Freundin zu nennen geruhen, mit den Diensten eines invaliden Ritters von der traurigen Gestalt fürsich nehmen wollen, so lege ich Euch meine schwache Kraft ganz ergebenst zu Füßen.“

Dabei sah er Erna an, als wolle er ihr bis in die Seele

dringen. Aber Erna schlug die Augen schein zu Boden und erglühete wie eine Mohnblume. Daran mußte Hoyer unmittelbar denken; er, in der blauen Uniform die Kornblume, Erna die Mohnblume und die Königin in der gelben Seidenrobe das Kornfeld; Mohnblume und Kornblume aber gehören naturgemäß zu einander. Dabei lächelte er leicht. Das machte der jungen Witwe Mut, und ihre Befangenheit wich schnell, und ebenso schnell wußte sie durch ihr geistvolles Geplauder die Königin wie den jungen Obristen zu bestricken. Mit Geschicklichkeit verstand sie das Gespräch auf den König zu leiten, um ihrer hohen Freundin zu schmeicheln, indem sie fragte:

„Es get wol sehr fromm im Lager zu, Herr Obrist? Seine Majestät sind darin, ich weiß das aus eigener Erfahrung, sehr strenge.“

„Jawol; jeden Morgen findet Frühgottesdienst, jeden Abend gemeinschaftliches Gebet statt. Man hört kein Fluchen und kein Geschrei; unter Gustav Adolfs Augen muß selbst der roheste Trostknecht sitzsam werden und sich fügen lernen. Kein Heer, so verführer die Gefangenen, soll solche Disziplin besitzen, wie das unsrige.“

„Das freut mich!“ warf die Königin ein.

„Aber wo wurdet Ihr eigentlich verwundet, Graf?“ für Erna fort.

Hoyer erröthete leicht und zauderte mit der Antwort; als aber die Königin sich auf Seite der schönen Fragerin schlug, mußte er wol Farbe bekennen:

„Es war bei Jaroslaw, Gräfin,“ begann er; „die Polen hatten einen Hügel dicht mit Geschütz besetzt, das Tod und Verderben in unsre Reihen spie; da ward ich beim Stürmen dieses Hügels verwundet.“

„Ja,“ bemerkte hier die Königin, „mein Gemal hat es mir zufällig mitgeteilt, welch' einen Helden wir hier unter uns haben; Obrist Graf Mansfeld war es, der mit seinem Dragonerregiment Hügel und Geschütz nam und bei dieser Gelegenheit durch eine Kanonenkugel vom Pferde gerissen ward.“

Hoyer lehnte alle Lobeserhebungen bescheiden ab und erzählte weiter. Nach und nach ward der Ton ruhiger, vertraulicher. Der Page Leubelfing brachte auf Befehl der Majestät Wein, warf aber eben nicht liebenswürdige Blicke auf Hoyer, der davon jedoch nichts ahnte. Dann mußte der Obrist mit Maria Eleonore eine Partie Schach spielen, von der sie endlich in den Staatsrat abgerufen ward, nicht one jedoch Erna als Stellvertreterin bei ihrem Gegner zu belassen.

Hoyer war zum erstenmale so dicht in der berausenden Nähe eines jungen, schönen, üppigen Weibes, dessen Augen ihn liebeglühend anblickten, dessen Hauch fast sein Har berührt, und gab sich unter dem Einflusse dieses Eindrucks süßen Empfindungen hin. Der Page, der geschwätzige, hatte entschieden gelogen: dieses Weib war ein Engel! — Er spielte dabei herzlich schlecht.

„Schach!“

„Schnell rochirt und die Gefar beseitigt! — Was sie doch für köstlich blondes Har hatte, und dieser schelmische Mund! Küßten? Um Gott nicht! Küßten, nein, nein! Aber bewundern durste er sie, die Liebliche!“

„Schach! — Matt!“

„Besiegt, und von — einer Frau! — Der junge Obrist sprang auf; Erna lehnte, ihr Opfer triumphirend ansehend, nachlässig im Fauteuil, wobei der schlante, weiße Arm über die Lehne herabhing.

Obrist Mansfeld konnte nicht länger widerstehen. Wie die Fliege an den Honig get, gehen muß, so zog es ihn zu dieser schmalen, weißen, hübschen Hand hin. Er nam sie, one Widerspruch zu finden, zwischen seine eignen Hände, er küßte sie leidenschaftlich.

Nun „Schach“ und va banque!

Erna sah ihn liebeglühend an. „Ich liebe dich!“ hauchten ihre Lippen, wie selbstvergessen träumend. Und — gesehen wars: über sie beugte sich der junge Obrist und brennende Küsse bedeckten ihren Mund, ihre Wangen, ihren Schwanenhals, sobald sie sich ihm vergebens zu entziehen verjuchte, was auch wol kaum ihr Ernst war. Dann kniete er vor ihr, der stolze Mann, und tat ein Geständnis seiner heißen, tiefen, ersten Liebe! —

O Erna, schämtest du dich nicht vor der Natürlichkeit dieses Mannes, den du fängest, wie die Spinne eine Mücke? — Und sie? — Sie hörte ihn wolgefällig an, streichelte sein seideweiches Lockenhar, küßte ihn wild und schmeichelte ihm, dem schönen Manne.

rürt mit Ausnahme der Entwürfe zu den Malereien, von Kiefhaber in Magdeburg her.

Die Rückwand des Podiums ist als ein denkmalartiger Aufbau behandelt; während die drei übrigen Seiten durch Balustraden, in welche schmiedeeiserne Gitter und Tonbalustraden eingefügt sind, abgeschlossen werden. Aus zwei Säulen mit Gebälk und darin befindlichem schmaleren Aufsatz bestehend, reich ornamentiert, in brauner Holzfarbe und in matter Goldbronze gefirnischt, trägt diese im Stil der Renaissance vom Tischlermeister Vier in Kiefernholz ausgeführte Rückwand im Fries, die in blinkenden Metallbuchstaben vom Klempnermeister Vahsberg angefertigte Inschrift: „Kunst. Handwerk“, und in der Füllung des Aufsatzes das Wort: „Magdeburg.“ Zwischen den beiden Säulen ist als Füllung eine vom Maler König mit seinem Geschmack entworfene und auf grauem Nips prächtig gemalte Gobelinmalerei eingespant — eine Arbeit, die in Anlehnung an Raphaels und Giulio Romanos reizvolle Vorbilder den Zauber der Farbe mit dem einer glücklichen Komposition von Massen, Basen, Früchten, Kindergestalten, fein geschwungenen Arabesken und Festons vereinigt. Zur Hälfte wird diese Gobelinimitation durch eine von Heller ausgeführte, prächtig in Falten gelegte Draperie von bronzenfarbener Sammet verdeckt. In der Kunst der Drapierung, in der farbigen Zusammenfassung, wie sie hier durch die Verbindung des bronzenfarbenen Sammet mit einem stumpfblauen Rande und einer schmalen geknüpften Bordüre stattgefunden, hat der Dekorateur ein Meisterstück geliefert. In derselben schönen Weise wie die Rückwand ist die Balustrade behandelt worden. Zwischen den vom Tischlermeister Fied in schwarz gebeiztem Holze ausgeführten Postamenten, die mit hellgelben, etwas unregelmäßig gearbeiteten Ahornintarsien (eingelegte Arbeit) geschmückt sind, hat man an der Vorderseite, rechts und links von dem dreistufigen Zugange, zwei schmiedeeiserne Gitter von Beck eingelassen; an der Seite des Podiums mehrere bunt glasierte Brustleihen von Duvigneau, dann zwei schmiedeeiserne Gitter vom Schlossermeister Brüggemann, und schließlich wiederum Brustleihen in Biskuitmasse von Duvigneau. Von dem letztgenannten Herrn rühren auch vier farbig glasierte Vasen her, welche die vier Postamente der Vorderseite krönen. Die Idee, die Balustrade zur Einfügung schmiedeeiserner Arbeiten und farbig glasierter Brustleihen zu benutzen, ist eben so originell wie schön. Die beiden beschriebenen Gitterfüllungen zeigen zwischen einem Quadrat von vier verdickten Rundstäben eine ovale, blattförmige Eisenverzierung, in deren Mitte zwischen einer vergoldeten Umrahmung der Name des kunstvollen Schmiedemeisters in ausgehöhlten vergoldeten Buchstaben angebracht ist. Der leere Raum zwischen der Eisenverzierung und den Nischensäulen ist durch schön geschwungenes Rankenwerk, durch Mantusblätter und volle Blumen ausgefüllt. Alles ist bis ins Feinste getrieben, jedes Blatt in der vollen Eigentümlichkeit seines Nervensystems und seiner krausen Oberfläche unter völliger stilistischer Begrenzung wiedergegeben. Kräftiger sind die mehr barock gehaltenen, etwas ausgehagerten Balustradengitter von Brüggemann behandelt. Die schöne, in technischer Beziehung trefflich ausgeführte Arbeit, an der besonders die gleichmäßige Verteilung zwischen Ornament und leerem Raum auffällt, kommt leider durch einen Goldbronzeanstrich, der etwas ins Bläuliche schimmert, nicht zur vollen Wirkung. Warum ein prachtvolles Material wie das Schmiedeeisen in dieser Weise verkleistert? Warum über die Natur des Materials den Beschauer täuschen? Es sollte das erste Gesetz bei allen unseren schmiedeeisernen Arbeiten sein, die schöne Farbe des Materials zum Vorschein kommen zu lassen. Leider wird gegen dieses Prinzip in einer Weise gesündigt, die geradezu hartträubend ist. Wir erinnern nur an die eigentümliche Marotte unserer Goldschmuckfabrikanten, die schönen Stalplatten der Geldschränke mit einem Anstrich à la Tannenholz zu versehen, oder an den merkwürdigen Geschmack vieler Schmiedemeister, Gitter, besonders solche, die in Bandeisen ausgeführt sind, mit grauer Farbe zu streichen. Zu dem Schönsten der Kollektivausstellung gehören die Erzeugnisse Duvigneaus. Sowol die Vasen wie die Brustleihen sind Meisterwerke in ihrer Art. Kiefhabers unerhöchliche Phantasie hat, wie schon bemerkt, auch die Zeichnungen zu diesen prächtigen Arbeiten geschaffen. Die farbig glasierten und vergoldeten Brustleihen, die durch Rundbogen mit einander verbunden sind, schimmern in zarten gelben, rotbraunen, grünen und weißblauen Glasuren, welche hier und da durch schmale Goldstreifen, die auf der Glasur eingebracht sind, gehoben werden. Die feine Gliederung dieser Arbeiten, die reizenden Kinderfiguren, welche zur Seite des sich verjüngenden vierkantigen ionischen Säulchens herauswachsen, die zarten geschwungenen Ornamente, welche auf dem matten Grunde der Seitenflächen aufliegen, das schöne, hellgrüne Lorbeergerinde des Bogens, und endlich die reizenden Wappenschildchen in den Bogenwickeln bezeugen den vollendetsten Geschmack. Blizenden, funkelnden Edelsteinen gleich, sind hier und da kleine runde und ovale Buckel in Gold, Weiß u. s. w. angebracht, die farbige Wirkung aufs höchste steigend. In ähnlicher Weise sind die Vasen behandelt. Die unglasierten Brustleihen entsprechen in Form und Ornamentierung genau den farbig glasierten. Ihr hellgelber, elsenbeinartiger Ton harmonisiert vortrefflich mit dem zarten Blau der gerauten und vertieften Füllungsflächen, von denen sich die feinen, geschwungenen, weißgelben Ornamente mit ihrem spielenden Rankenwerk wirksam abheben. Führen wir noch ferner an, daß der Boden des Podiums mit einem in blaugrünen Farben dekorierten Brüstleppich belegt ist, so wäre der Rahmen, innerhalb dessen die übrigen ausgestellten Gegenstände placiert sind, genügend skizziert. Den Mittelpunkt des Podiums nimmt eine kostbare Arbeit Kiefhabers, ein sogenanntes Kabinet, welches seit der Zeit

Heinrichs II. in Frankreich vielfach in Aufnahme kam, ein. Alle Hülfsmittel der Dekoration, Schnitzerei, Intarsia (der Kunst, eingelegte Arbeit mit vielartigem Holze oder Perlmuttern herzustellen), Malerei, Metalltechnik u. s. w. sind bei diesem prächtigen Möbel in Anwendung gekommen. Die Staffelei, mit welcher Kiefhaber seiner Zeit bei der von dem deutschen Kunstgewerbemuseum zu Berlin ausgeschrieben Konkurrenz den ersten Preis gewann, ist ebenfalls ausgestellt. Von den übrigen Tischlerarbeiten erwähnen wir in erster Linie den von Tischlermeister Wurmstich in imitiertem Ebenholz ausgeführten Schreibtisch und Sophatisch, dessen Dekoration mit Bronzereliefs sich an die ähnliche Behandlung der Kiefhaber'schen Staffelei anlehnt und durch die Verbindung des tief schwarzen Holzes mit dem rotbraunen Ton der Bronze — anscheinend galvanischer Niederschlag — die reizvollste Wirkung hervorbringt. In dieser effektvollen Kombination des Metalls mit edlen Holzarten erinnern diese Möbel an die ersten glänzenden Zeiten Ludwigs XIV. Gebrauchsmöbel sind es nicht — nur Parademöbel. Möchte unser Handwerk, wie wir schon eingangs hervorgehoben, volkstümlicher denken und auch den gewöhnlichen Hausrat einer künstlerischen Veredlung für würdig halten!

(Fortsetzung folgt.)

Tempel des Tschatur Bhodjscha. Was an dem Gebäude, welches die Illustration auf Seite 580 darstellt, zunächst auffällt, ist der verschiedene Charakter des Stils. Während wir in einigen Gliedern alte Befunde aus dem Auslande erkennen, die von der nie rastenden Woge der Völkerbewegung nach dem üppigen Indien gespült wurden, zeigt uns der von den Arabern mit Vorliebe angewandte Zwiebelbogen den Einfluß dieses heißblütigen Volkes, und endlich erblicken wir in den zuderhutförmigen Kuppeln einen starren Repräsentanten der Hinduarchitektur. Wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir annehmen, daß in demselben Grade, wie sich hier äußerlich die Mischung der Kulturen aus den verschiedenen Ländern ausdrückt, auch der Zweck, dem dieser in Centralindien gelegene Tempel dient, mit Sitten und Gebräuchen aus der Heimat seiner architektonischen Formen untermischt ist. Um die Herkunft haben ja die Fremden in Indien weidlich gerungen, und es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn dies oder jenes Stück fremden Brauchs hängen blieb und von den Hindus zu Nutz und Frommen ihres Daseins assimiliert wurde. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß die Inder, und gerade in unserem speziellen Falle, dessen bedürftig gewesen wären. An Phantasie hat es ihnen wahrlich nicht gefehlt, sie haben im Gegenteil, wie ihre Literatur sprechend zeigt, darin wol alles bisher dagewesene übertroffen. Dafür zeugen aber auch die fast unzählbaren Götter dieses übermäßig frommen Volkes und — durch vorstehenden Umfang veranlaßt — die vielen Tempel, welche den Schirmern und Schützern des irdischen Hindudaseins als Wohnung und als Stätten der Verehrung erbaut werden. In Großstädten zählt man deren nach hunderten und tausenden, die nicht allein dem Kultus der großen Nationalgötter der Hindus errichtet sind, sondern auch den Volksgöttern, an denen in Indien kein Mangel ist und von welsch letzteren einem auch der unsrige dient. Aber auch mit diesen Göttern untergeordneter Bedeutung ist der Kreis der indischen Götterfamilie nicht abgeschlossen. Jede als Äußerung des göttlichen Willens genommene Erscheinung wird verehrt, sobald sie durch Legenden beglaubigt wurde oder denselben Wert erlangte durch die Furcht vor Beschädigungen, welche ein Mensch davor empfand. Dabei ist es ganz gleich, ob man den Gegenstand in der Gestalt eines theologischen Gottes, Goldheiligen, oder einer unpersonlichen Naturerscheinung, eines nützlichen Werkzeuges und dgl. personifiziert und ihm göttliche Ehren erweist. Und so kommt es denn, daß meist jede Familie noch ihren Hausgötzen hat. Neben mangelnder geistiger Bildung, starker Hineigung zur Phantasterei und manch andern Eigenheiten des indischen Lebens und Volkscharakters hat wol auch die Religionslehre der Inder selbst ihr gut Teil zu diesem großen Aberglauben beigetragen. So scheiden sich schon äußerlich — um schon hier ein Kuriosum anzuführen — die drei großen Konfessionen durch weiße und rote Abzeichen auf der Stirn und zwar geschieht dies seitens des Hüßer, Kleriker und Laien. Wagerichte Striche bezeichnen die Anhänger des Siwa, senkrechte die Wischnuiten und Ringe die Saktas. Als Material zur Herstellung dieser Signatur benützt man kalkhaltigen Ton, oder Asche aus Kuhdünger. Die Kuh wird in Indien überhaupt mit religiöser Ehrfurcht betrachtet; dieselben Vorzüge genießt auch ihr Kot. —

Als Grundlage der Religion der Hindus gelten die Schriften der Weda (vermutlich von 1800—1500 v. Chr. entstanden), deren man vier unterscheidet, von denen der Rigweda der älteste und reichhaltigste ist und 1017 Lieder mit 10 580 Versen zählt. Unter Weda versteht man ursprünglich ein Wissen, angewandt auf theologische Erkenntnis, welche einzelnen auserwählten Männern vom höchsten Wesen durch zu Worten gewordenen Geräusch mitgeteilt wurde. Dadurch erhielten die Wedas den Charakter von Offenbarungen, welche einzelne „Seher“ niedergeschrieben oder dem Volke mündlich mitteilten, wodurch sie sich von Mund zu Mund und von Generation zu Generation forterbten, wobei sie aber durch die große Einbildungskraft*) des Volkes bedeutende Erweiterungen

*) Wie die Phantasie der Inder wirkt, zeigt schon der Verdrehtum des Rigweda. Aber um noch einige Beispiele anzuführen, bemerken wir, daß von den beiden berühmtesten epischen Gedichten der Inder das Mahabharata 24 000, das Ramajana 100 000 Verse, und das Burana sogar 800 000 Doppelverse, also 1 600 000 Verszeilen, enthalten soll. Ja, die Einbildungsraft dieses Volkes berechnet sogar die Durchschmittdauer des Lebens eines Heiligen oder Frommen auf 80—100 000 Jahre, und der erste König, ein Einsetler und Heiliger, hatte das Bergmigen, 8 400 000 Jahre unter den Sterblichen als Lebender

erlitten. Ihre Gefänge sind Verherlichungen der als Personen gedachten Naturkräfte. Dabei ist die Götterlehre der Vedas verschieden von dem später von den Brahmanen aufgestellten theologischen System, in dem jedoch die Grundanschauungen immer noch Geltung behalten. Das Religionsprinzip der Vedas ist ein Pantheismus und kent keinen persönlichen Schöpfer, der den Menschen als Mittelpunkt der Schöpfung schafft und für diesen alle Dinge zweckmäßig einrichtet. Urgrund alles Seins ist Brahma, der nach einem Teil seiner jezigen Anhänger die Welt zum Zeitvertreib aus purer Langeweile machte, nach anderen ist er das allein Bestehende und die Welt bloße Täuschung. Brahma, wörtlich das Große, die ewig in sich vollendete Einheit, die nicht durch menschliche Begriffe bezeichnet, und auch nicht als reine Einheit personifiziert werden kann, schwebt über und wirkt in allem, durchziet als das Bleibende die Natur, ist mit einem Worte die Weltenseele. Von ihm, dem Vollkommenen, strömt die Schöpfung aus; aus einer entstandenen Kraft entstehen andere, aus diesen wieder neue u. s. f., bis die unendliche Reihe der Wesen vorhanden ist. Dabei sind die Dinge mit allen ihren Eigentümlichkeiten schon im Weltkeime, also in Brahma, vorhanden, bevor sie in die Welt der sinnlichen Erscheinungen traten. Wie wenig aber die Lehren der indischen Theologen mit der Religionsphilosophie der Vedas übereinstimmen, zeigt eine Hymne des Rigweda, aus der wir nur die beiden Schlusstropfen hierherhezen:

„Wer weiß es denn, wer hat es je verkündet,
Woher sie kam, woher die weite Schöpfung?
Die Götter kamen später denn die Schöpfung —
Wer weiß es wol, von wannen sie gekommen?“

Nur Er, aus dem sie kam, die weite Schöpfung,
Sei's, daß er selbst sie schuf, sei's, daß er's nicht tat,
Er, der vom Himmel her herabfahnt —
Er weiß es wahrlich! Oder weiß auch er's nicht?“

Die Antwort auf die letzte Frage hat der alte indische Dichter, dessen Werk vor mehr als 3000 Jahren entstand, in seiner Bescheidenheit, die auch den christlichen Theologen als Muster dienen könnte, nicht gegeben, aber seine Meinung, daß

„— Liebe überkam zuerst das Eine,
Der geistigen Inbrunst erster Schöpferame.“

ist jedenfalls viel schöner wie die oben angeführte und von den heutigen Theologen in Indien vertretene Philosophie der Weltverderbung. Die Brahmanen waren es denn auch, die aus diesem unbestimmten Etwas, das „hauchte hauchlos in sich selbst“, ihr Religionsystem zurechtbauten. Andererseits kam ihnen dabei die Unwissenheit der Volksmassen, denen der Pantheismus der Vedas ein Buch mit sieben Siegeln war, entgegen. Der Ernteertrag hing in dem heißen Klima lediglich von den aus dem indischen Ozean heranziehenden seuchenden Winden ab und andererseits, wenn die Feuchtigkeit überhand nam, war es wieder die Sonnenwärme, welche den Ernten und der Vermehrung der Herden den wichtigsten Einfluß brachte. Es entstand daher ein Naturdienst, der Regen und Dürre, Hitze und Kälte personifizierte. Oberster Gott wurde Indra, als Herrscher über den seuchenden und regenspendenden Himmel; unter ihm stand Varuna, der Herr der Gewässer, der Nacht und des Westens; dann Agni, der Gott des wolkigen Feuers, und neben diesen vornehmsten Göttern stehen nach die Lichtgötter, voran der Sonne, und Rudra, der Windgott. Eine unzählige Schar von Genien, Helfern und Geistern schüzen daneben noch den Menschen und seinen Besitz. In diesem Volksglauben war aber kein System; jeder Inder gab dem Gotte, von dem er am sichersten Schutz erwartete, alle Namen und betete zu ihm.

Die Theologen knüpften deshalb bei Gründung ihrer Lehre an Opfer und Gebet an. Als Vermittler zwischen Menschen und Göttern mußten diese auch gewinnen, je mehr ihre Notwendigkeit und Kraft betont wurde. Gebet und Andacht, das Brahman, wird nun als oberster Gott, der Schöpfer der Welt, personifiziert genommen und mit der genannten Allseele identifiziert. Da nun Brahman in der männlichen Geschlechtsform auch den Priester bezeichnet, den Brahmanen, der das Opfer leitet und die Gebete verrichtet, und das Brahman als der Mund der Götter erklärt wurde, so war der Herrschaft der Priester ein sicherer Grund gelegt*. Die alte Schöpfungstheorie wurde wol insofern beibehalten, als alles aus Brahma ausströmt, aber es wird, um Gründe für die Ungleichheit der Menschen, für Tugend und Laster, für Fähigkeiten, Vermögen, Beschäftigung, Reich, Arm, kurz für die gesellschaftliche Stellung — das Kastensystem — zu finden, behauptet, daß das Ausströmende um so unreiner werde, je weiter es sich von Brahma entferne. Da Brahma das Vollkommene war und außer ihm nichts existierte, so machte sich diese Lehre eines logischen Schnitzers schuldig; Logik ist jedoch nie die Stärke der Theologie gewesen. Nach dieser verschmiert schlaun Lehre gingen die Brahmanen bei der Schöpfung, wie selbstverständlich, aus Brahma's Munde, die Krieger aus seinen Armen, die Ackerbauer aus den Schenkeln und die dienende Kaste, die Sudra, aus seinen Füßen hervor. Aber auch die Götter vollbringen ihre Taten nur durch Brahma's Kraft. An seiner Unreinheit kann das

zu wandeln. Nach Scherr sind selbst ihre Geseze, Lehrbücher der Grammatik, Geschichte, Mathematik, Medizin und Geographie meist in Versen abgefaßt, während ihre Philosophie gradezu Lehrbuchung ist.

* Siehe die treffliche Abhandlung über die Religion der Hindu in „Indien in Wort und Bild“ von Emil Schlagintweit.

Individuum, so lange es lebt, nichts ändern; es kann jedoch durch Ausdauer für das Leben nach dem Tode die Wirkungen derselben aufheben. Gänzlich beseitigt wird die Unreinheit nur durch Wiedervereinigung mit Brahma, die jedem Inder zur Pflicht gemacht wird. Sie wird ermöglicht durch Einsicht in das Wesen der Dinge, durch Forschung und Benützung der in den heiligen Büchern niedergelegten Weisheit. Die Ergründung dieser Bücher — der Vedas! — ist jedoch Vorrecht der Brahmanenkaste. Diese wendet aber auch andere Mittel an, wie Käse, Opferspenden, Nachsinnen über die Gründe des Seins und eifrige Gebete. Nach dieser Religionslehre ist das Leben eine Strafe, denn die menschliche Seele ist nur durch die irdische Gestalt bekleidet, weil sie in einem früheren Dasein sich nicht zu der nötigen Reinheit aufgeschwungen. Daher hängt auch von dem Verhalten des Menschen im Leben die Form ab, in der die Seele wiedergeboren wird: ob reich, arm, als Mensch oder Tier, Pflanze oder Stein; und das bestimmt sein Lebenswandel in der neuen Form hinwiederum sein Leben für die Zukunft. Kann also die Seele schon nach einem Dasein zu Brahma zurückkehren, so können auch Zartausende unter den größten Qualen vergehen, ehe sie dieses Ziel erreicht.

Aus alledem get hervor, daß dieser Brahma nie vollständig werden konnte, denn den niederen Volksklassen ist demnach das Zurückkehren zu dem Urquell nach einem Dasein geradezu unmöglich gemacht. Bedenkt man nun noch, daß ein Opfer nur dann Wirksamkeit hat, wenn es richtig vollzogen wird, und daß der Arme nicht die Mittel besitzt, um den Priester zur richtigen Durchführung genügend zu besolden, so ist, abgesehen von der hochgradigen angeborenen Unreinlichkeit seines Wesens, gar kein Gedanke, daß die Erlösung für den Paria in Indien praktisch eintrete. Außerdem opfert der Inder nicht aus Dank oder um die Götter zu versöhnen, sondern um irgend welchen Wunsch erfüllt zu sehen.

Diese Umstände waren es auch, die den Buddhismus*) hervorriefen, der gegen das starre Kastensystem nebst Zubehör ankämpfte und auch seine Erfolge wesentlich den Umständen, die das Brahmanentum herbeigeführt, zu verdanken hat. Die Lehren Buddha's, der als Helfer in menschlicher Gestalt zu den Menschen, ganz gleich ob reich oder arm, herabstieg, gaben aber auch die Veranlassung, daß meistens da, wo man nicht sein Glaubenssystem annah, nach einem Erlöser verlangt wurde. Die Aufgabe des Erlösers erhielten Siwa und Wischnu. Ersterer wurde insofgedessen im Süden, letzterer im Norden Indiens Volksgott, durch welche Spaltung im indischen Mittelalter die fanatischsten Bekämpfungen zwischen den beiden Konfessionen stattfanden. Jetzt soll jedoch Toleranz vorherherrschen. Ist nun Siwa ein schrecklicher, so ist Wischnu ein gnadenreicher Gott, der auf die Erde niedersteigt, um die gestörten Geseze und dgl. wieder herzustellen. Neunmal hat er sich dieser lobenswerten Aufgabe bereits vollzogen und die Sage, welche seine Gestalt für diese Gelegenheiten mit dem romantischen Zauber umstrichte, charakterisiert wieder den Charakter des indischen Volkes. So kam er als Fisch, Schildkröte, Eber, Mannlöwe, Zwerg und in verschiedenen anderen, wahrscheinlich historischen Gestalten. Dabei sind die Taten, welche er verübte, oft ganz ungeheuerlich, so nimm er sich — um nur eins anzuführen — gelegentlich seines achten Besuchs nicht weniger als 60 000 Frauen! Zum neuntenmale soll er als Buddha dagesewesen sein, um die Lehren des gleichnamigen Reformators auszurotten und die zehnte Wiederkehr hat sich noch nicht erfüllt. —

Einzelne Reformatoren traten nun auf, namentlich im 14. und 15. Jahrhundert, aber sie vermochten nicht die Ausartungen aufzuhalten. Das starre Regiment der Brahmanen einerseits und der indische Volkscharakter andererseits mußten sie beschleunigen; wie viel der Einfluß der fremden Eroberungen dazu beigetragen, mag dahin gestellt sein. Kurz, man machte dem Volksaberglauben die weitgehendsten Konfessionen; unanständige, ausschweifende Handlungen kommen in der Wirklichkeit und bildlich in den Tempeln und bei den Religionsfesten zur Darstellung und die Götter vermehren sich derart, daß die Hinduliteratur deren 300 millionen angibt. Dann versuchte man im 15. Jahrhundert Wischnu und Siwa mit Brahma unter dem Namen Trimurti zu einer Einheit zu vereinigen. Brahma ist der Schöpfer, Wischnu Erhalter und Siwa Zerstörer. Aber auch diese oberflächliche Manipulation nützt nichts. Der entartete Brahmanismus wird nun Hinduismus genant, dieser spaltet sich in Konfessionen und diese wieder in Sekten. Jede Unterabteilung hat ihre besondern Götter und Tempel, wie wir bereits eingangs angeführt. Neuerdings, in diesem Jahrhundert, sind jedoch einige Religionslehrer aufgestanden, die radikalere vorgehen sollen. Ob sie Erfolg haben werden, bleibt jedoch abzuwarten. Jedenfalls ist dieser erst dann sicher, wenn man die Kultur überhaupt in Indien ernsthaft fördert, vor allem aber geistige Bildung im Volke verbreitet. Das Christentum, welches von den Europäern immer so gern als Heilmittel angewant wird, kann es jedenfalls nicht tun oder kann doch erst dann weitentlich helfen, wenn im wirtschaftlichen und politischen Leben die nötigen Grundlagen gegeben sind. Aber auch dann dürfte dem phantasiereichen Inder diese Lehre schwerlich genügen. Und so dürfte es denn am Ende wol kommen, daß man schließlich wieder mit den Grundideen beginnt, nur daß man diese den Verhältnissen der Jetztzeit gemäß zur Anwendung wird bringen müssen.

ort.

*) Wir verweisen hier auf die Abhandlung: „Tschunkus, das Reich der Mitte“ Nr. 8, S. 95 d. Bl., welche eine Darstellung der Lehre Buddha's enthält.

Der Bienenvater. (Seite 581). Wenn das erwachende Leben des Frühlings den eifrigen Winter verdrängt und die ersten Blütenknospen auf der Haide sich zeigen, dann macht sich auch der Bienenvater Lüneburger mit seinen kleinen Pflüglern auf den Weg, um diesen als Entschädigung für die Winterkost das Suchen besserer Nahrung auf den ersten Blütenfeldern zu ermöglichen. Satweide und Heidelbeere spenden in reichem Maße das, was die kleinen fleißigen und sparsamen Ledermäuler suchen und später siedelt die kleine, durch unser Bild veranschaulichte Kolonie über nach den Gegenden, wo der Blütenreichtum des Buchweizens prangt. Dabei schafft die kleine Gesellschaft so eifrig, daß schon im schönen Monat August ihr wolgefanter treuer Pfleger für seine Mühen reichen Lohn findet in dem süßen Honig, den das Bienenvölkchen unterdessen in den Waben aufgespeichert hat. Und wie hoch der Wert des Ertrages ihrer Tätigkeit ist, zeigen am deutlichsten die statistischen Erhebungen, welche 1873 in der Provinz Hannover aufgenommen wurden. Man zählte auf einen Flächenraum von $698\frac{3}{4}$ Quadratmeilen 216 759 Stöcke, davon kommen in der Lüneburger Haide allein 470—500 auf die Quadratmeile. Der Wert sämtlicher Stöcke wurde auf 4 740 000 Mark abgeschätzt; der Ertrag an Honig und Wachs pro Jar im Durchschnitt auf 3 792 000 Mark. Freilich ist die Bienenzucht dort auch von ganz Preußen die bedeutendste, aber trotzdem zeigen uns diese Zahlen, welchen Nutzen dieselbe zu bringen vermag. Ist doch der Bienenfleiß sprichwörtlich geworden. — So interessant nun die Bienenzucht von ihrer nützlichen Seite ist, so interessant ist das Leben der kleinen Tierchen. Man nimmt an, daß die Familie der Bienen 200 Arten zähle. Sie gehören zu den Insekten mit vollkommener Verwandlung, denn ihre Larven haben weder Füße noch Astern. In ihrer Metamorphose werden sie von den Weibchen in eigens für sie von diesen gebauten Nestern gefüttert. Bei der Honigbiene besorgen jedoch dieses Geschäft die hier vorhandenen Arbeiter. Die sehr mannigfachen Arten haben ebenso mannigfache Gewohnheiten des Nesterbauens: in der Erde, im Mauerwerk, im Holze zc. werden von ihnen ihre Zellen in den verschiedensten Formen mit großer Geschicklichkeit ausgeführt und die verschiedensten Stoffe dazu verwendet. — So klebt die sogenannte Tapezirbiene sogar ihre fingerhutähnlichen Zellen mit Blättern aus und schließt die Oefnungen mit einem rundgeschnittenen Blattsegment. Betrachten wir jedoch das Leben und Treiben der Honigbiene, auch Gräbibiene genant. Sie zeigt drei Formen: Mänchen, Weibchen und Arbeiter und lebt gesellig beisammen. Ungefähr 6—800 Mänchen oder Drohnen, 10—30 000 Arbeiter und ein Weibchen bilden einen Stod oder Schwarm, den man auch einen monarchischen Staat zu nennen beliebt. Nun ist aber der Monarch dieses Staates das einzige Weibchen, das sich in demselben vorfindet und in der Bienenprache Königin, Mutterbiene, Weisel, Weiser, Heibherr genant wird. Diese ihre hervorragende gesellschaftliche Stellung im Bienenstaate hat sie sich denn auch redlich zu verdienen, denn sie ist es, von der die Existenz des Bienen geschlechtes abhängt. Sie wird nur einmal im Leben begattet und zwar hoch in der Luft gelegentlich ihres „Hochzeitsfluges“, von einer Drohne, welche aber bei dieser Gelegenheit ihren Tod findet. Darauf belegt das Weibchen im Stod zunächst die Arbeiter, dann die Drohnenzellen mit je einem Ei und zuletzt die am Rand der Waben befindlichen Weiselzellen mit Eiern. Die ausgeschlüpfenden Larven werden von den Arbeitsbienen gefüttert und diese ziehen auch die Inzassen der Weiselzellen durch bessere Nahrung zu Königinnen heran. Zugleich halten sie aber auch Wache an den Zellen der jungen Weisel und verhindern, daß die alte Königin ihre jungen Nivalinnen umbringt. Sobald aber eine derselben durch einen ihr eigentümlichen Ton zu erkennen gibt, daß sie im Begriff ist, ihren bisherigen Aufenthaltsort zu verlassen, macht sich die Landesmutter des Bienenreichs mit einem Teil seiner Bewohner auf und verläßt den Mutterstaat — von den „Bienenvätern“ das Vorschwärmen genant — setzt sich mit ihren Begleitern an einen Baumast und dgl. fest, von wo aus man den Schwarm in einen andern Korb bringen kann. Aber auch die junge Königin zieht zu ihrem „Hochzeitsflug“ aus und kehrt in den Stod zum Zweck des Eierlegens zurück. Verläßt jedoch noch eine junge Königin die Weiselzellen, so get auch sie mit einer Schar von Arbeitern aus dem Stod — das eigentliche Schwärmen — und sucht sich eine neue Niederlassung, ihrer jüngeren Schwester das alte Reich überlassend. Und so vollzieht sich dieser Brauch von Jar zu Jar. Die Bienenkönigin wird bis zu fünf Jaren alt und ist sehr fruchtbar. Sie legt manchmal täglich 3000 Eier, welches Geschäft vom Frühjahr bis Oktober dauert, und man nimmt an, daß sie während ihrer fünf Lebensjare mehr als 1 million Eier legen kann. Dabei hat sie die Gewohnheit, die Eier, aus denen die Drohnen hervorgehen sollen, nicht aus ihrer Samentasche zu besuchnen; nur die Eier, welche die Arbeitsbiene und Weisel fortpflanzen, genießen diesen Vorzug. Gewissenhafte Forschungen haben ergeben, daß dies in der Willkür des Weibchens liegt, und daß Drohnen auch von einer jung-

fräulichen Königin hervorgebracht werden können, oder von einer flügellosen, die wegen ihres Gebrechens ihren „Hochzeitsflug“ nicht unternehmen kann. Die Arbeitsbienen sind verführmerte Weibchen und unterscheiden sich unter anderem einmal dadurch von den Drohnen, daß sie kleiner wie diese und ferner im Besitz einer Waffe, des Stachel, sind. Bekant — und sprichwörtlich — ist, daß die Drohnen Müßiggänger sind, ein Schlaraffenleben führen und nur bei warmem Wetter ausfliegen. Ihre ganze Tätigkeit bestet in der Begattung der Königin. Sind sie dieser Pflicht nachgekommen, so sind sie überflüssig geworden und werden als unnütze Glieder des Bienen-Gemeinwesens aus dem Stode gejagt oder einfach umgebracht. Ja, die Biene hält so sehr auf Ordnung und Arbeitsamkeit, daß sie sehr eifrig bestrebt ist, alles Unnütze und Schädliche zu beseitigen oder sich dagegen zu schützen; sogar verkrüppelte Zunge werden aus dem Stod geworfen. — Aus alledem get hervor, daß die manchmal angestellten Vergleiche zwischen den Bienen und den menschlichen Gemeinschaften nicht zutreffen, und unter Umständen sogar die Dinge auf den Kopf stellen. Als Vorbild der schönsten bürgerlichen Tugenden, der Arbeits- und Ordnungsliebe können die kleinen unscheinbaren Insekten gelten, und will man denn wirklich eine Parallele herausfinden, so dürfte diese lediglich zu Gunsten unseres schönen Geschlechtes ausfallen — denn das „stärkere“ stellt sich eben, wenn es nichts mehr leistet, als seine Vorbilder im Bienenstaat, kein besonderes günstiges Zeugnis aus. — Die Honigbiene ist über ganz Europa, Afrika und den größten Teil Asiens verbreitet. Sie stammt aus Syrien und wurde bereits 1675 in Nordamerika eingeführt, wo sie im Durchschnitt jährlich 40 Meilen vorrückend, weit verbreitet ist, sich sehr stark vermehrt, aber verwildert lebt. Eine Varietät von ihr, die italienische Honigbiene, seit 1843 in Deutschland eingeführt und seit 1853 verbreitet, spielt gegenwärtig in ganz Europa eine bedeutendere Rolle als ihre Stammutter, da sie fleißiger und minder stechlustig ist. Nur erreichen die Königinnen kein so hohes Alter wie die der ersteren. — In Anbetracht der großen Nützlichkeit der Bienen hat man sich in neuer Zeit vielfach mit der Pflege derselben beschäftigt und auch viele Fortschritte erzielt. Es gibt in Deutschland einen Verein der Bienenwirte, dessen Organ „die Eichstädter Bienenzeitung“ ist. Außerdem sind auch eine große Anzahl von Schriften über die Bienenzucht erschienen. Ob unser „Bienenvater“ Mitglied des genannten Vereins ist und ob er sich um seine Fachlektüre fleißig kümmert, wissen wir nicht zu sagen, aber aus seinem Eifer ersehen wir, daß er seine kleinen Lieblinge so gut pflegt, als sie es reichlich verdienen — und das tun tausende von kleinen Landleuten, die nur 5—10 Stöcke besitzen, hauptsächlich aus Liebe zu den rastlos thätigen Tierchen. urt.

Redaktionskorrespondenz.

Leipzig. Frau B. 1) Anfang September sollen die, Bennis genanten, Stiefmütterchen mit großer Blüte gepflanzt werden, während die Blumenzwiebeln der Anzucht, Hyazinthen, Lilien, Karzissen, Tulpen und Schneeglöckchen Ende September oder Anfang Oktober zu legen sind. Die zu Zimmerpflanzen bestimmten Zwiebeln müssen in mit sandiger Mischeerde gefüllten Blumentöpfen eingepflanzt und mindestens 6 Zoll unter die Erde gebracht, und diese muß, falls sie trocken ist, bewässert werden. Von Gemäßen wird im September Wintersalat gepflanzt, sowie Spinat und Radieschen eingepflanzt. Bei trockenem Wetter ist täglich zu gießen. 2) Die Symptome der Trichinen-Erkrankung sind zuerst Brechen und Durchfall, dann Fieber, Schweiß, Salaflossigkeit, Anschwellung des Gesichtes und der Glieder. Diese Krankheitsäußerungen verlieren sich später allmählich, lassen aber eine langwierige Schwäche und Trägheit der Muskeln zurück, wenn nicht gar der Tod eintritt durch Lähmung der Atemmuskeln oder durch Hinzutritt der Lungenentzündung, oder eine Art von Hungertod durch Räumung der Nahrung und Schlingmuskeln. Je nachdem mehr oder weniger Trichinen dem Körper durch Genuß trichinösen Fleisches eingebracht worden sind, richtet sich die Schwere der Erkrankung und die Art, wie sie sich äußert, entweder nur wie ein Acumatiemus, oder wie ein leichtes Nervenleber oder endlich anfanglich ähnlich wie die Cholera und dann in einen nervenleberähnlichen Zustand übergehend. In den Anfangsstadien der Krankheit soll man durch Abführ- und Brechmittel, durch Einnehmen von Del oder Salzwasser noch möglichst viel von den kleinen aber gefährlichen Schmarotzern unschädlich zu machen suchen.

Boitzenburg. M. B. Das, was Sie von dem Inhalte des Gedichts sagen, nach dessen Wortlaut Sie forschen, scheint uns noch am ehesten mit folgenden Versen Ludwig Seegers übereinstimmen:

Mein Lieber, soll dir's gelingen,
Was heute nicht vielen gelingt,
In Sphären dich aufzuschwingen,
Wo man Gold und Weibrauch dir bringt.
Dann biege deinen Rücken
Und halbdie jedem Dumm,
Schlag' nicht nach allen Rücken
Und trachte vor allem nach Gutm.
Was die Welt, die böse, auch munkle,
Sag' nie, schwarz sei ein Ding;
Es spielt nur etwas ins Dunkle;
So gemint du Hoch und Gering.
Und lomit dein Verstand in Bedrängnis,
Glaub' nur, und begreift da auch nicht,
An die unbekante Empirangnis
Und Europas Gleichgewicht.
Der Freiheitstraum, der tolle,
Sei ferne dir auch im Schlaf,
Wer fixen will in der Walle,
Ruh werden ein frommes Schaf.

Inhalt. Herrschen oder dienen? Roman von M. Kautsky (Fortsetzung). — Das Teater zur Zeit der französischen Revolution, von B. Sincerus (Schluß). — Aus Deutschlands schlimmster Blut- und Eisenzeit. Historische Novelle von Carl Cassau (Fortsetzung). — Blicke in die Gewerbe- und Kunstausstellung zu Halle a/S. — Tempel des Tschatur Rhodisha (mit Illustration). — Der Bienenvater (mit Illustration). — Redaktionskorrespondenz.